Opp. 582 t/7
E. EF, EE,

L 125.

<36635249780012 S

<36635249780012

Bayer. Staatsbibliothek

+

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Siebenter Theil.

Vom Meinungskampfe des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Besitznahme der Insel Curassao durch die Briten im Jahre 1800.

Ueber Adolph Heinr. Friedr. v. Schlichtegroll.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

W69/66/191

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vom

Meinungskampfe des deutschen Volks

im Anfang

des neunzehnten Jahrhunderts.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Verfasser begleitete nachfolgendes geschichtliche Gemälde vom Meinungskampfe der Deutschen im ersten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts mit folgendem Vorwort.

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch ausser dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortre-

ten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

„Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wieder geben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchem von den Tausenden Aehnliches, die einander mit entzweiten Grundsätzen gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

„Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht als nach der Partei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

„Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilte mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos für die Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung der deutschen Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandte Schweiz besonders zurückwirkt.

„Daher wird man den Verfasser mit größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Parteisinns zeihen können, wenn man Unparteisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erkläct.“

1.

Mannigfache Ansichten über den Ursprung des Meinungskampfes unter den Deutschen.

Die innern Bewegungen Dentschlands, hervorgetreten aus sich feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizten die Aufmerksamkeit Europa's. Wir erblickten jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt; jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durch einander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft; — die andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andere hingegen heißen es die Spätfrucht von Lehrsätzen französischer Staasumwälzer, jetzt erst

zur Reife gediehen; Andere es Wirkung deutscher Nachahmungssucht, reden, thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehen altbestandener Verhältnisse und Rechte; Andere es vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Siegwartfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andere es meuterisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen berühmte Namen machen wollen; Andere es Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums achtet; Andere es natürlichen Erfolg fürstlicher Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niederer Adel, Bürger und Bauern unvermischbar auseinander gehalten wurden; Andere es Sträuben der Völkerschaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Lasten. Andere noch lösen das Räthsel auf andere Weisen. Jedem bietet sein Standpunkt, sein Erfahrungsschatz, seines Gemüthes Eigenthümlichkeit, Vortheil und Interesse seines Berufs und Standes einen andern Schlüssel dar.

Selbst an vielen Höfen scheint dieser Zwiespalt der Urtheile zu walten; daher oft unsichere Rathschläge, schwankende Maasregeln.

„Widerstrebet nicht", ermahnen die Einen, „dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stellvertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherren nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken soll."

„Wehe!" rufen Andere: „so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergiessen. Hätte Ludwig XVI. in Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wisset ihr, wenn ihr dem Volk geringe Macht einräumt, ob es sich damit nicht bald eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweien, wisset ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ist's, Fürsten haben, zur Mehrung eigener Hoheit, des alten Adels Ansehen und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was sie diesem genommen, wieder mit dem

Volke theilen? Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende Schriftstellergeschrei. Der Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die letzten Vorrechte, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige den gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwätz der Schriftsteller Schweigen, durch Aufhebung der Preßfreiheit, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt von selbst mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus."

„Wohl kann man", erwiedern Andere, „Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese schweigen, reden die Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen! Verschlossener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen auch den Verräther. Der Hof, welcher Preßzwang einführt, verdunkelt sich Kenntniß dessen, was im Volke geht, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eigenes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet nur dies

Glück her; vermindert die Last der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei; schränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüssigen Beamtungen, und der Sturm ist beschworen. Denn Bürger und Bauern, welche sich heute an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklassen anschliessen, und in ihnen ihre Fürsprecher ehren, ohne sie zu verstehen, werden neuen Staatsverfassungen und stellvertretenden Versammlungen wenig nachfragen, sobald sie sich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums sicher und in ihren Häusern behaglich fühlen."

Dagegen setzen sich Andere und sprechen: „Ein Heilmittel, wie dieses, ist zerstörender, als die Krankheit selbst! Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen seines Gleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeussern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Trotz seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet

die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehen, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eigenen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehen, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein."

So und auf mannigfaltige Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fliessende Maasregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an des Volkes Noth, steht an den Höfen einem

schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde im Volk gegenüber, der das, was sein sollte, oft mit dem, was ausführbar sein könnte, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Zunft, der Gewohnheit hadern um das Gerechte und Nothwendige, mit dem Gefühl des Zeitbedürfnisses und den Urbildern der Vernunft. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man ans Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort ans Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr ins Altvergangene, an Herstellung des Lehenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen all so feindlich getrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei neben einander bestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

2.

Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch französisches Schriftenthum.

Man durchblättere die Geschichte! Erde und Himmel sind der ungeheure Spielraum, dessen die Wünsche der Sterblichen bedürfen; behagliches Dasein in dieser Welt, selige Erwartung von jener. Irdische Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen unsers Glücks, wenn auch, nach Maasgabe der verschiedenen Gesittungsstufen, die Arten bürgerlicher und staatsthümlicher Freiheit oder der religiösen und kirchlichen Zustände der Völker von einander abweichend sind. Will man die Weltgeschichte verstehen, muß man sie aus der Höhe dieses Standpunktes betrachten. Alle großen Ereignisse und Staatsumwälzungen stammen zuletzt von daher.

Auch die Geschichte der Deutschen, seit ihren Herrmannsschlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verstrickung ins Netz des Lehenwesens und Priesterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechselnd sehen wir immerdar die eine oder die andere vorherrschend spielen, abwechselnd sich einander zurückdrängen auf einen Endpunkt, von welchem aus dann die Gedrängte ihre Spannkraft

wieder geltend macht. Nach der frommen Raserei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunstliebe des Mittelalters, mit Sittenschlaffheit und Uebermuth weltlicher und geistlicher Herren. Das Heiligste des Menschen war beinahe in todter Kirchlichkeit erstarrt. Da erfolgte wieder der Umschwung und die Rückwirkung durch Macht gläubiger Inbrunst — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege gestalteten einen Theil Europa's um. Aber schon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erschlaffung der Nationen. Man sehnte sich unter den langen Verwüstungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöse Begeisterung, zum Theil schon von fremdartigen Leidenschaften verschlungen, wich dem dringendern Bedürfniß des äussern Wohlseins. Es war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerstörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläste der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunst und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutschlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Witz und Ernst geistreicher Schriftsteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und staats-

thümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürsten und ihre Großen in Deutschland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten sich freier aus; strebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geist um sich her zu verbreiten; begünstigten Wissenschaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das gesellige Leben veranmuthigen mag; verbesserten die rohe Gesetzgebung; brachen die Macht geistlichen Ansehens; schafften Hexenprozesse und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahllosen bessern Stiftungen ein besseres Zeitalter vor. Zugleich schweifte ihre Begierde zur geistigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der frevlerische Geist droben, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, handelte und sprach. Im Innern des Volks verharrte

alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Höhern, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich übrigens männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfes, jeder Stadt, jeder Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete gegenseitig die herkömmlichen Verhältnisse. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt einiger hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war aber der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder engherziger Selbst-

sucht. Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, kümmerte den Schwaben selten mehr, als was er von Lissabon oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nährung eines Nationalhasses gegen Nachbarn gelegener, weil es unter deutschen Fürsten selten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit und die höchst mäßige Schulbildung der untern Stände verursachte, daß nur eine geringe Zahl Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur gehalten, von Vorfällen des eigenen Landes das Mindeste ruchbar werden liessen, und andere Staatsschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten gelesen wurden, als von denen, die mußten. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Zwar gab es in den meisten deutschen Staaten Landstände, allein auch diese hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körper-

schaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, daher beim Volk keine Beachtung. Entsprossen dem urdeutschen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation selbst nichts war, hatten die Landstände, eifersüchtig auf ihre Rechtsame, sich so viel möglich in ursprünglicher Gestalt bewahrt. Das aber ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte, standen sie in den neuen wie Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten sie aus dem Reich des Daseins hinweggewischt werden, ohne daß man sie vermißte. Dies kam den Fürsten zu statten, welche ihre Selbherrlichkeit erweitern wollten. In Baiern z. B. hatte man seit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zusammenberufen. Die landschaftlichen Verordneten ergänzten sich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigene Wahl, und bewilligten, was der Fürst begehrte. Seit Schlesien unter preussische Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergessen.

Das Wachsthum fürstlicher Selbherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für sie und das Volk auch nicht geringern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen sahen, mit dem Verschwinden der Landstände, welche bisher noch, wirk-

lich oder scheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, sich gänzlich der Willkühr und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenlosigkeit des Herrschers nur das peinliche Gefühl staatsbürgerlichen Nichtsseins. Niemand war gesetzlich befugt, für sie das Wort zu führen; am wenigsten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug Minister oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that. Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürsten selbst nicht selten Stellvertreterin des Volks gegen die Minister werden mußte. Unvermeidlich entstand daraus größere Gleichgültigkeit gegen den Staat und erhöhte Selbstsüchtigkeit Aller. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchstens nur das Geburtsland sah, und den Wahlspruch der Selbstsucht im Mund und Herzen trug: ubi bene, ibi patria. Nur die persönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er sich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landeshelden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder Furcht vor Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeistes wecken, die als Ersatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein anderer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbherrlichkeitsrechte

der Fürsten fühlten sich diese theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigener Glanzliebe und ungemessener Freigebigkeit. Beides vermehrte häufig die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Lasten, das heißt zur — Staatsschwäche. Nicht Alle dachten so großsinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der sich und seinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen Vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen, gern darüber schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen, und schien desselben kaum jemals fähig zu werden. Festgehalten durch Zaubermacht der Gewohnheit, verspürte es kaum seine allmälig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frank-

reich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel noch unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

3.

Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an Männern, welche, in der Mitte des Volks lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern anderer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die ärmliche Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt, menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland.

Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stollberg, Hölty, Salis, Matthison, Göthe, Wieland, Schiller, und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuber-Romane wanderten bald von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann, Zerenner und Andere wirkten kräftig

dafür ein. Die Volkslehrer machten sich's zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb für's Volk im Geist des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung hatten deutsche Reisende in Frankreich die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzen Tasso's aus dem Munde venedischer

Gondeliers, oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald aber war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zur Auferweckung des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuern London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier standen viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum ge-

kannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk; daher auch nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschracken und fürchteten, die deutsche Gemüthsart werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber, oft ohne das zu wollen, beförderten sie damit Aufklärung, und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hände übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; aber französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremd-

artig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart derer einwirken, denen sie angehörten. Tieffühlend, ernst, ritterhaft, sein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eigenen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die Wenigsten, dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man doch auf den Prunktischen der Gekrönten, ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater von deutscher Art und Kunst hie und da ver-

drängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier, deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, ebenfalls verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Alle Deutschen waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgewordener, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. Im gleichen Maase, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß seiner Ahnen, oder die Huld des Landesherrn für deren Familien und dessen daraus

fliessende Begünstigungen. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände vermischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese ausserordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschracken, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äusserte, ließ es doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen

Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II im Süden, Kurfürst Maximilian Joseph in Baiern und andere mehr den Ton gegeben. Rückschritte reizten schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preussen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensur-Edikte, auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich beim Volke geringe Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als alle Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse, — sie lagen noch in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zei-

tungen von Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eigenen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs in der Volksmasse nur oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten bald ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuern Bewegungen einer Nation, welche sich gegen Zwang und Schmerz willkührlicher Beherrschung sträubte. Man sah jene Nation schon über die Stufen mittelalterischer Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seine Verschwendung nicht begrenzte, sondern nur die Stände des Reichs versammelte, dafür neue Hilfe zu begehren.

Man sah, wie Adel und Geistlichkeit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteurung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Schritt der Begebenheiten, fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen immer stärker. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeisterischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schriftstellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Throns versammelten, als das

Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegen gesprochen hatten, und von eben den Männern, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet fürstlichem Ansehen im Volke nichts so sehr, als vorschnelles Urtheil in Meinungssachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen sollen in weltlichen, wie der Papst in geistlichen Glaubensdingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Göttersprüch aber ist nur das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man vom amerikanischen Kriege, daß Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer, in Volkskriegen, das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß bei gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Zepter seines Königs

gesetzlich freier werden. Auch fehlte es wohl nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren im Ganzen mäßig, die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese Revolution sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, gleich wie man in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen damals entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an staatsthümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze

Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen herananziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

5.

Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preussens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrack vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preussen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegen-

heit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz: daß Geisteshoheit nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen, weil dieselben an Gliedern zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müssen; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen,

im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern Weihe gegeben, zu denselben gerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermeßlichen Folgen wird sie, wenn sie das Gemüth eines ganzen Volks durchdrungen, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor; denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um: so wie jeder veränderte Standpunkt dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maasregeln, Wahlen ausserordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren militärischen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch eigenthümliche Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubten

die Höfe in Deutschland nicht wagen zu können, die eigenen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie selbst noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten es darum nicht, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar durch den Mund ihrer ersten Beamten, der Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maasregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anderes hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen ausser der Zeit finden; aber doch nicht, die Völker auf irgend eine Weise enger

und traulicher an die Sache ihrer Thronen zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen wohl nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent, aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17 März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif."

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des daselbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch, wie Posselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaates einge-

drungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheuet. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eigenen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der durch den Feind verbannt gewesenen, in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preussen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Kölln, Bonn und andere deut-

sche Rheinstädte zusammentraten (im Jahr 1797), und sich zu einer cisrhenanischen Republik, unter Schutz des französischen Freistaats, verbanden. Es war dort nicht staatsumwälzerischer Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlassenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutschheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht also gewesen, sie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und sie würde erfolgt sein. Sie begehrten es nicht. Deutsche wollten sie bleiben. Eilfertig im September 1797 verkündeten sie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunsch war vergebens. Auch Oesterreich, in eigenen Bedrängnissen, opferte sie auf. Im Oktober gab sie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutsche cisrhenanische Städtebund verschwand, von Frankreich verschlungen.

Das Unglück Deutschlands erschreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte sie über die staatsthümlichen Verhältnisse ihrer Fürsten aufgeklärt. Sie sahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen schwiegen. Sie sahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieselben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oesterreich und Süddeutschland noch fochten, traten Preussen und Nord-

deutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Krieges ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eigenen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Würtemberg und Baiern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese öffentlichen Thatsachen beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermochten. Diese aber wurden mit größerer Begierde gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht. Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zuletzt der Wohl- und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzeln Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern Denkart über

Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm, nirgends Abschweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine Art öffentlicher Meinung, ein regsamer Gemeingeist aus; aber doch bannte er sich noch in die Grenzen der eigenen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

6.

Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich einen Kaiserthron. Die großen Blicke, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Un-

fähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königsmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und seine That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andere hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das jähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten

Ordnungen, zur willkührlichen Macht der Landesherren; zu den Vorrechten des Adels von Geburtswegen und zum stummen Verehren priesterlicher Göttersprüche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne, erwartete vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an den Höfen und in den Republiken hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte besonders den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um seiner Herrlichkeit zu geniessen, oder nur als Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? — England verwarf die Anträge, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es, entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reissen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als nur diesen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Fest-

landes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte Napoleon durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; er hatte mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum des britischen Königs, überzogen, für welches Deutschland das Schwert nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preussen. Würtemberg und Baiern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preußisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Preßburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?" — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eigenes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, nur durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welt-

theil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äussersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits den Pyrenäen geworden, lösete er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, daß sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte, von Keinem beklagt, und von den Deutschen nachher selbst nicht wieder hergestellt wurde. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen tödtlich verletzt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche geheißen werden — waren ihre Formen hohl und todt. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr Dasein nur durch gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preussens bestand. Kein Wunder, wenn sie, der Selbsterhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sahen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die politischen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten vielmehr ihren, durch falsche Staatsklugheit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor gesehen worden, entwickelte sich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeist aller Völkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dörfer wandelten, und herrisch dem Fürsten, wie dem Unterthan, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches bald für eigene Unabhängigkeit zu fürchten begann, nachdem es den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eigenen Gebiets ertragen hatte. Preussen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachten Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollen-

dete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen abgethan. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, ohne alle Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatte das Volk längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten die Unterthanen aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hingegen die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht Dich, sondern Dein Geschick an, guter König, daß es Deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!“ — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthan zu werden.

7.

Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Zepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andere rühmen und alte Ehren geltend machen; einerlei Schande drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht; und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eigenen Fürsten die Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie selbst — das ward allgemein empfunden — keineswegs verschuldet. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen Reichsverfassung an, und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten, an die Spitze der Geschäfte gestellt

hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen vergangener Glückseligkeit. Mit Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur heftigere Sehnsucht nach dem Verlorenen zurück; bei Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und immer dunklern Aussichten, wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei welchem allein noch die Hilfe stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als Tage des Glücks je hätten gewähren können: statt Provinzialsinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinn religiöse Inbrunst; statt Selbstverfälschung mit Ausländerei Ehrfurcht für das edle, ferndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebelgang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen,

ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu dürrem, scholastischem Wörtergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfliessend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Aussenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erscholen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwisterte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz mit seiner Trauer sich in sich selbst verschloß.

Nun, unter Bajonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Ausländerei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache keuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen anderer Völker gepaart hatte. Weil es aber gefährlich wurde,

von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, weil selbst Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, und sie auch durch Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmer, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andere hingegen entwickelten dem Volke neue staatsthümliche Urbilder; Andere machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und Religion wurden herrschende Losungsworte; die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in

Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick der Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, erst im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen vom habsburgischen Gut gegeben war, bereitete es sich selbst Hindernisse glücklichen Fortgangs durch neue Entzweiung unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stärker. Der Kampf erhob sich unter bangen Erwartungen aller Völkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich, vermittelst eilf verschiedener Treffen, von Böheims Wäldern bis zur Ausmündung der Weser Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte.

Und Schill nebst seinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralsund mit Blut und Leben einen stolzen Ungestüm, welcher für Deutschlands Ruhm und Freiheit die gesetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

8.

Stimmung und Ansichten im deutschen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaisers, als Braut, in seinen parisischen Palast heim. Diese Verbindung gab denen, welche sich über Alles nach Frieden sehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe, und bestärkte den muthlosen Glauben derer, welche den Niebezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwischen standen, wegen dessen, was für die Zukunft gethan werden müsse, die Meinungen getheilt.

Die Einen sahen mit wachsendem Zorn die wachsende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. „Alles habe seinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum

solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf Gott; und dem deutschen Volke gehe sein Deutschthum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das heißt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse."

Andere sprachen: „Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ists, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder, unzeitiger Wuth vermehren, sondern die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tyrannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen

Völkern größere Freiheit vor, als sie je genossen haben. Des guten Alten viel liegt zerschlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Denn die elenden Götzen voriger Zeit stehen ohne Heiligenschein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das sehen wir jetzt offenbar. Lasset den Unersättlichen seine Weltherrschaft aufbauen, er baut sich zugleich, nebst dem Aberglauben und tausendjährigem Vorurtheil, die den Simson beben macht, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrschaft bestand lange. Aber durch Italien und Spanien dringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenwesens zerfallen; ständische oder stellvertretende Verfassungen werden allgemeiner, und den Völkern, welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschliessen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs- und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons

Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heute die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation."

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, in Haß der Gewaltherrschaft einig, waren doch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften des deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren;

ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehen ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisinnigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeigten uud unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben wa-

ren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltsherrn, als d n Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drükkenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischern, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte, hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden,

die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehen und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft schon gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten, und auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, wieder auseinander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten beiderseits nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundes-

genossen in das Innere Rußlands führte. Nichts vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskovitischen Czaaren ein (14. Herbmonat 1812). Aber er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preussens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, da sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons nnd seines Volkes. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer von furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht!

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für den Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur

Hilfe sandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfliche Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. **Deutschlands Völker erhoben sich.**

9.

Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, **denn der Augenblick sei gekommen.** Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preussischer Feldherr **York**, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, **ohne Vorwissen und Willen seines Königs**, und schloß sich den siegenden Russen an.

Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, ob wider sie, bildeten sie kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen nur Schlachtgesänge. Der Aermste brachte nur seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken nur dem Vaterlande: denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte, dies der glänzendste Augenblick in der ganzen Geschichte Preußens; die Loorbeern des siebenjährigen Krieges selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III. erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geiste der Nation Eins ist. Das erfuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die

Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Baiern; dann das sächsische und würtembergische Heer mitten auf dem Schlachtfelde. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der treffliche König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannsschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber die Freude nicht ganz rein. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich (zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit Nachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt) neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu

lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutschland und andere Nachbarn von Neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als

Napoleon, von Elba entronnen, und ohne Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah von den Franzosen für die Bourbonen. Diese flohen mit ihrem kleinen Anhange von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Thronen und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle-Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII. noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschätze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Anderer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Nun erst sah sich der Welttheil vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so

raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, ausser aller Sterblichen Macht, hatten einmal im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I, Kaiser von Rußland, Franz I, Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III, König von Preussen, (25. Sept. 1815) zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverän, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbherr=

lichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrich IV von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äussere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung statt finden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte be-

gründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorener Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze in Rücksicht auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Preßfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w.

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich, was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Thronen einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden

mit der Nation, über derselben verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stifte, als irgend das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt worden wäre. Aber die Großbeamten, wie einsichtsvoll sie auch immerhin sein mochten, waren nur einzelne, und einzig nur aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einseitigen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geist in großer Versammlung vor dem Fürstenstuhl redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch Mittheilung mannichfaltigerer Ansichten und Er-

fahrungen in stellvertretenden Versammlungen der Alleinherrscher wahrhaft selbherrlicher, das ist, eigenern Willens würde. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfassungen die Vorsteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Behörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Räthe geleltet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien uud höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielmals die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkühr der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfliessen; und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftlosesten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren bisher am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand der Unterthanen genauer kennen lernen; denn sie kannten bis-

her nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordnetn Angestellten. Friedrich Wilhelm III, König von Preussen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preüssischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (September 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusammenberufen. Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die

Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10.

Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Thronen nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich

triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkühr übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrecken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte anders geschehen, als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maasgabe seiner Begriffe, mit vielleicht auch überspannten Erwartungen, dem Eintritt eines goldenen Zeitalters entgegensah?

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in den Staaten, welche sonst keiner ungebundenen Preßfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen G e i s t der N a t i o n zur Vollendung des großen Werks aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu r e d e n, für die er freiwillig g e h a n d e l t, einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder

sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundener Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreissung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, *beim ersten Wurf wieder zu erliegen.*

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbunds hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müssen. Aber es traten die mannichfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren Einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. „Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsere eigene nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm Nichts zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, zum Gehorsam gezwungen werde? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur

Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. Das bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die mächtigern Glieder verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf nothwendig ist, und einer der Mächtigern ihn für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein Feind vor der Thüre steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen; ausser dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äussern Feinden von Neuem hingegeben."

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit in diesen Worten überzeugt waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbherrliches Haupt werde? Soll sich Preussen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Größe entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestigt oder vollendet, was die Natur gegeben, die im Norden und Süden Deutschlands zwei

überlegene Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzernden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen geniessen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind; auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches."

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in dergleichen Ver-

schmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. „Ihr, sprachen sie, die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr gänzliche Vernichtung ächtdeutschen und rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andere Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preussen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Hermanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in deutscher Gemüthsart; er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich auch in heutigen Tagen rührend offenbart.

Fraget in Dingen des Lebens keinen selbstgeschaffenen Urbildern nach, sondern der Wirklichkeit!"

„Und wenn, fuhren sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in jedem Bunde Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, so wie der Ruhe des Ganzen, Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preussen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eigenen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen, und, von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidsgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenbuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen

Schirmherren und Gewährleistern des Bundes wähle er sich im Norden Preussen, im Süden Oesterreich; denn Beide, ihre Thronen auf deutscher Erde gebaut, sind des deutschen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Besser zwei Gewährleister und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gebieter werden kann, während zwei sich die Wage halten. Dann allein wird Deutschland selbst zwischen Oesterreichs und Preussens künftigen Händeln unparteisam, sogar vermittelnd, stehen können; wenigstens nicht befürchten müssen, daß eine oder die andere Macht, wie sonst wohl öfters geschah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umschaffe."

„Ein Staatenbund, so wie jeder Staat," sprachen Andere dagegen, „welcher die Bürgschaft des Bestehens und Daseins nicht in seinem Innern selbst mit sich trägt, sondern von fremden Gewährleistern empfangen muß, ist ein gebrechliches Wesen und verkündet zum Voraus Schwäche. Selbst die schweizerische Eidsgenossenschaft hat für sich dergleichen Gewährleistung niemals verlangt, vielmehr sie immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben ist, war nicht von zweien oder dreien, sondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anderes, als

ein öffentlicher Ausspruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatzes, unter welchem jeder Staat in Europa besteht. So ihr aber einerseits Oesterreich und Preussen vom deutschen Bunde ausscheidet und zu Fremden machet, anderseits doch eben diese zu Schirmherren und Gewährleistern erwählet, und ihnen, als solchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, sich in eure innern Händel zu mischen, weil ihr es eben denselben, als Mitgliedern, versaget. Seltsame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß den Fremden die innern Ordnungen und Rechtsame oder der Bestand des Bundes theurer und wichtiger sein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn sie Genossen des Bundes sind: so fürchtet diese Eintracht noch mehr, wenn dieselben ausser dem Bunde stehen! Schon das sittliche Gefühl sträubt sich doch im Mitgliede, Verräther einer Gesellschaft zu werden, deren Theil er ist, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem ist der Fremde weniger ausgesezt, weil er als Schirmherr oder Gewährleister sich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genossen, vorschreiben läßt."

„Darum ist, so sprachen sie ferner, Zerscheidung Deutschlands in drei Reiche nicht minde-

bedenklich, als Zerspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preussens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als Hessen, oder Sachsen, Baiern oder Würtemberg es sind. Und alle deutsche Völkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfnissen inländischer Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den wandelbaren, oft zwiespaltigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das sich unwandelbare Interesse der gesammten Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von Innen, Ansehen und Stärke nach Aussen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit

Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteiisch in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich der Einigkeit, der Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen Gewalt der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges."

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. „Wenn nicht schon,

sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Anderes aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?"

„Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die

Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Beispiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten ist die Selbherrlichkeit des Volks in die einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Räthe und Landsgemeinden übergetragen. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in Händeln ihres Gleichen."

„Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eigenen, im Zwist begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvortheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung

steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!"

11.

Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und anderm Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Vertrauen. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage;

daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich schon damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten nämlich aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke, nähergelegene, oder Ausrün-

dungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willkühren, Zerreissungen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit Ungeduld dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege zerstört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eigenen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Baiern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angestammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen, sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch

welche die sittliche Welt gleichsam aus ihren Achsen gehoben, alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, selbst der letzte Schein des Anständigen vernichtet war, sehnte sich die Welt mit doppelter Inbrunst zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiösen Staatsweisheit der Fürsten. Der heilige Bund war diesen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen stillte er sie nicht, und ward selbst Vielen durch sein Erscheinen in solcher Zeit verdächtig. Die Wenigsten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tausend Schmerzen entstandene Chaos Deutschlands ohne neue Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geschieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu gestaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem regewerdenden Unglauben an das Besserwerden der Dinge, jenen christlichen Fürstenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der osmanischen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, sogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geist der Völker. — Edelsinniger Alexander, von Millionen deiner Zeitgenossen verkannt, dich wird (der Glaube an

das Fortschreiten der Menschen verheißt es) ein besseres Jahrhundert verstehen! Dieser Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgesprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäischen Völkern zu Vorstehern gesetzt, und die er in schweren Zeiten geprüft hat, wird in der Menschheit, wird in den Gemüthern der Fürsten wenigstens den Gedanken verewigen, daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die festeste von allen Grundlagen, segengewährende Staatsklugheit sei.

Das lange verzögerte Erscheinen einer Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; dann nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der für die Ungeduld der Völkerschaften zu langsame Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar zu gewährleisten; daneben der Machtspruch des Kurfürsten von Hessen, mit welchem er beim Wiedereintritte in sein Land (14. Jänner 1814) sämmtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der Wünsche über das, was den einzelnen deutschen

Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eigenen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht die Aufstellung ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten sie feierlich verheißen, und im Grundgesetze des deutschen Bundes lag offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürgers, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Meklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weit aus die große Mehrheit, wenig bekümmmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehensherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe

der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nur für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen Stolz. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter liessen sie sich ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Thurnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder, stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustre-

tenden Aeusserungen dessen, was sich in Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in ihren Werken, erregte bald Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder was man nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien den Höfen, nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe gefährdend. Die Freude über wieder errungene Unabhängigkeit vom Auslande schien ihnen in ein trotziges Fordern größerer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, würde nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümlichen Rechtsame. Er drängte sich deshalb enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehen; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eigenen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiter-

keit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten: wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Thronen, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja ein preussischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlich-wissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon gehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit erstem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schmähen vaterländischer Regierungen, das Verwirren der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich,

wenigstens im preussischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen habe; sondern ein ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl bewirkt habe, daß Jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht.

Die Achtung, welche dieser Mann erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preussen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder schuldloser Menschen, ja des preussischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugschriften auf, sowohl zu eigener Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit so großer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt

Bayerische
Staatsbibliothek
München

gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

12.

Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden waren, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrscht hatten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren denjenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandel-

Bayerische Staatsbibliothek München

ten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besitzthümer unverletzt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar sein mochten, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel blieb noch, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden.

„Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten durch Gewaltthat und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthum verderben. Viele der Unsern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausschließliche Ansprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, sondern auch hie und da privilegirten Gerichts-

stand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigene Angehörige. Hier ist wirkliches, wohlererbtes Besitzthum! Wer da anräth, uns aus demselben zu verstoßen, kann mit gleichem Fug vorschlagen, den Bürgersmann aus seinem eigenen Hause zu verdrängen. — Neue Staatsverfassungen, sollen sie nicht mit umwälzerischer Schuld, sondern rechtlich gegründet werden, müssen mithin auch die Rechte unsers Standes ehren. Und nicht Pflicht ist dies allein gegen uns, sondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerstandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerschellen. Ist aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher ists Zeit, daß man, sollen Monarchien bestehen, den Standesunterschied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten lasse."

„Allerdings muß in republikanischen Verfassungen", so sprachen die Schutzredner des Adels ferner, „Gleichheit aller Familien im Volk statt finden, und kein anderer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten ist das Volk der Souverän, und keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne sein eige-

nes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen monarchischer Staaten, in denen die Souveränität von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfassungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnet ihrs, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten."

„Keineswegs," fuhren die Vertheidiger des Erbadels fort, „keineswegs liegt in unserm Sinn,

irgend einem Verdienste seine Kronen zu rauben. Wir selbst, unsere Söhne werben um dieselben. Keineswegs liegt in unserm Sinn, den Fürsten das Recht abzusprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeschlechter zu heben; unsere Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Besitz der uns hinterlassenen Vorzüge. Aber Verdienst und Adel stehen einander weder feindlich gegenüber, noch sollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechselt werden, so wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reiche zugleich die Tugendhaftesten sind? — Uebrigens, welche Verfassungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müssen, nicht nur die des amtlichen Ranges, sondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürstliche Hoheit kein Amt, sondern ein Geburtsrecht ist, so ist auch der Adel kein Amt, sondern ein dem fürstlichen verwandtes Geburtsrecht. Diese durch Vererbung in den Geschlechtern bleibende Abstufungen sind dem Wesen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befestigung der monarchischen Verfassung. Die höhern und tiefern Amtsstufen sind wandelbare Erscheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert

oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterstützten, oder, wo er nicht war, ihn schufen, wie selbst Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiserthum verwandelte; — oder, wenn der Adel sich die stärkste Säule der Monarchie, ihren festesten Damm gegen demokratisches Wogen nennet, so wundert euch nicht; Beides ergab sich nothwendig aus der Natur der Sache selbst, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete sicherer, als die Schulweisheit theoretischer Staatskünstler."

Diesen Behauptungen widersprachen die Gegner und sagten: „Es ist bei uns nicht Rede, das Grundwesen monarchischer Verfassungen zu zerstören, sondern zu stärken. Das Grundwesen derselben ist: daß Einer Herr sei. Nicht aber ist das Erbrecht der herrschenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie selbst so sehr, als durch angestammten Landesbesitz und durch die gesicherte Ruhe und Glückseligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erschrack von den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So ist denn also das Geburtsrecht des fürstlichen Geschlechts nicht durch das Herkommen allein, sondern auch durch das Bedürfniß fester Ruhe bei Thronerledigungen unantastbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre

ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürstlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns ist keine Festigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen festbestehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

„Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der Menschheit, Läh-

mungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

„Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was ehemals für Einzelne recht war, ist jetzt zum Unrecht gegen Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemalige Stiftungen noch für unsere Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

„Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tau-

sende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht, das, was durch Verdienst erworben werden sollte, vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche über das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eigenen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegenere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, die-

ser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteurung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes."

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preussens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preussischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andere Wissenschaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13.

Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen

Kunstgriffen der Beredsamkeit geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen mehrere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonialgerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreissen, die einst erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Gesche-

hende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände Entschuldigung. Denn unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes, und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eigenen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen, Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherren und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen,

gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch ausgezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republiken die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Perso-

nen oder Güter des Adels von Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolph IV, König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III von Preussen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreissung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen

zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen, nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

14.

Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung. — Religiöse Schwärmerei. — Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber ihre einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andere Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigener Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte man sich dennoch mit der Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadle Niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen Geräusch, als vor Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn

sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug die stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von aussen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zertretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch die Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigene Beschwerde; und die Abgaben

schienen ihm härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande vorausberechnen. Nur Belebung des eigenen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute:

bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwerungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse. Ohne eigenes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren.

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das Erscheinen von Verbesserungen, so schnell als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märk-

ten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlören, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell uun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige

Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hätte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eigenen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen. Die Ursache davon lag schwerlich in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, auch wohl nicht in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, welche die Männer vom Fach nicht zu überwinden wußten.

„Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat, so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier

mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preussen; Baiern andere, als Hessen. Nicht Willkühr, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder Fürst aber sorget zuerst für sein eigenes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht schwerer sein, Portugall, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zollinie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den größern Staaten Deutschlands. — Gesetzt aber, die Landesherren wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher statt gefundener Handelsverhältnisse, und die Schliessung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder voraussetzen müssen, sondern auch in

mehrern deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?"

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den Muth des deutschen Handels- und Gewerbsstandes niederschlugen, gab man doch nicht die Hoffnung des möglichen Bessern auf. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich durch Unterschriften, die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. „Denn, wie ungeheuer auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegen-

wirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehnden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht zu ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nie wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andere Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimathen nicht genug gewinnen können, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen."

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge der Unglücklichen, welche nicht Uebervölkerung so sehr, sondern theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Weltthei-

len ein glänzenderes Glück zu finden, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hinter einander folgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse, in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, als Kapitalisten, Handwerker und Tagelöhner, zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne

Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eigenen Unterthanen, Getreidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theuerung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maasnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht immer kannte. Das ist gemeinlich des großen Haufens Weise, daß er, im Gefühl eines Schmerzes, seinen Zorn am liebsten gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte das Gemüth der Andern. Es

verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in untern Volksklassen, gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreckten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in gebildeten Ständen durch angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur Liebe des Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich mehrerer Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit

heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehen, indem man Papstthum und katholische Kirche, oder Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in Italien; das Erscheinen der Inquisition in Spanien, die Zerreissung des alten deutschen Bisthums Konstanz und Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung Wessenbergs, eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Baiern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf

katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch staatskluge Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Thronen und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde, noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volks bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufnehmen, was nicht schnell mit der Krankheit verwandt und eins würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und den

Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöset, und wie ein Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung in solchem Grade mit politischen Angelegenheiten verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige Glaubenssachen, in frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder allgemeine Empfindlichkeit einander entgegenstehender politischer Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite dagegen nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

„Das ist", sagten die Letztern, „das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und

darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren. Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größern Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogenen Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und

kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: oft wird er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube, ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkühr des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster vertilgt wurden: ist das Volk denn frömmer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriedenere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkünden, das sein soll, — jedem sein ehevoriges Recht!"

Diesem entgegneten die Andern: „Ja, die Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klö-

sterlingen entzogen ward, ihren Landesherren inniger ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche unabläßig nach Uebergewicht trachtete. — Ja, die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand unermeßliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, unendlich leichter aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil. — Ja, das Volk ist frömmer geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsere Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willkühren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den römischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm, in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischöfen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die

Vollgewalt in ausserkirchlichen Angelegenheiten der Geistlichkeit, offenbar oder geheimerweise, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apostolischen Kammer abgeholt werden. Auch unsere Fürsten, auch wir wollen die Einheit der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater ist. Aber die Rechtsame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche Jahrhunderte lang, selbst mit Einverständniß der Päpste, bestanden, haben sie der kirchlichen Einheit geschadet? — Und nie sind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger gewesen, als in unsern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürstlichen Kassen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geschwächt, Vermögen und Wohlstand der Unterthanen im Verfall sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und wieder gen Italien zinsbar werden."

15.

Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis in's Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz

nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern erflehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keines-

wegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordenen Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn dieselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorgaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maasregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch

Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schoose der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich —, daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes ließ sich ungleich be-

stimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteurung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlangen nach festerm Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des

Volks entfernten sich die Aussenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltene neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt: dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entsprießende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Har-

nisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging.. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Tugendbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten

erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagestücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag

des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein mochten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen

Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherrn Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihre Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern wechselten Furcht und Hoffnung für das eigene Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen, allen andern ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Ger-

maniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Anderer, welche, wie einst Leo X, dem Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßigste Bestrafung Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks.

Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward beim Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jedes Wagstücks vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16.

Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Charte gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust der allermäßigsten Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; —

selbst in Italien stilles Treiben der Carbonari zur Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter denjenigen Nationen, deren Geistesbildung festen Fortschritt gethan, beharrliches Treiben, den Zwang vieler dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Dies gleichzeitige Gähren unter einander fremder, selbst feindseliger Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaasregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, um, wenn sich der Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause den schleichenden Schwamm zu wissen, welchen, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl tilgen möchte, aber doch nicht, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, vertilgen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Be-

dürfniß sie zum Theil anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Ihrigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch anfangs wohl das junge Wesen zeigte: es offenbarte ihnen aber zugleich das gesichertere Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigener fürstlicher Stärke durch engeres Einsſein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden führten in kurzen Zwischenräumen volksvertretende Verfassungen ein, daß fast das gesammte südliche Deutschland sich in staatsthümlicher Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermälen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Frei-

heit, weil er mit Recht darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach auseinander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Minister Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich galt: Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher Scheidung der Versammlungen in zwei Kammern, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich Gegengewicht halten sollte. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen

unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, noch ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vormals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revo-

lutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopferten. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, hatten einst die schweizerischen Eidsgenossen ihre Staatsverfassungen ausgebildet; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen von schreckenreicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkühr eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Baiern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Auf-

merksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe eigener großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Thrones schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherren, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und Allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlung zuweilen durch die Neuheit der Stellung verschuldete Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeusserungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unläugbar sowohl für Ansehen

und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Baiern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Lasten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Verbrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit wuchs; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange, und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen, verlor sich gemach in die Ueberzeugung, daß der Fürst,

wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

17.

Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preussen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der Gemüther zurück, weil die Staaten im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfingen, welche feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht in edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetzlossein desselben. Einsweilen geltende Ordnungen geniessen keines Vertrauens, weil sie nicht bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich

anerkennt. Was ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preussischen Zepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber im Norden hatte das Volk durch französische Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden; dazu noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung gewährt und empfangen hatte. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für Preussens Lande das königliche Edikt (22 Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des

Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preussischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preussen früher verheißen worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele vielleicht allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sei, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weswegen auch schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Baiern und Baden, mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheuere Verschiedenheit der preussischen Provinzen in Rücksicht örtlicher Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr

oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtengebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl von Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlich versöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig, um genug geliebt werden zu können, die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile und jedes Standes geschont genug bleiben mußten. Schon der eben so lange unentschieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich, nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Anderes begehrten die alten, Anderes die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andere wollten dem Königreiche ihre örtlichen Verfassungen zum Muster geben.

Görres, in einer Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnnng des vormaligen Kurfürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk! Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemeinen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels! u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien,

daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie endlich in Preussen erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dieser Parteilärmen, und neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf Beifall der Parteien, noch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen entgegengesetzten Kämpfern und deren Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältnissen, und mit dem vertrauter, was sein sollte, als mit dem, was vorhanden ist, sah um die Tage ihrer Zukunft ge-

spielt, in denen sie mehr, als in der Gegenwart, zu leben gewohnt ist. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, dessen Begriff die Natur jedem Geiste verlieh, hielt sie die Beschränkungen dieses Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinwesens für Majestätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menschheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen: Ehre, Nationalgröße, Volksruhm, Freiheit, heller; deshalb reibte sie sich entschlossener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutschlands ihren eigenen Idealen verwandter schienen; deshalb donnerte ihr Zorn rücksichtloser wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergessend, daß ihre gegenwärtige Bestimmung noch nicht That, sondern Vorbereitung zu derselben sein sollte, achtete sie sich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuschreiten, da man sie nicht für zu jung gehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

18.

Das Leben der Hochschulen. Stourdza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in spätern Jahrhunderten die Deutschen durch Wissenschaft und Kunst vor

allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurtheils gesetzt werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat dort nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht plötzlich in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Es sollte ihr Wesen nicht, zu früh eingeschüchtert, knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenommen werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt aus Lehrern selbst, welche weniger nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, straften oder hemm-

ten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung, und die Jünglinge bewahrten jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen jenen Launen genugzuthun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche jedem Mißbrauche verschlossen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten allzuvortreffliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der Jünglinge Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu stiften. Ihre Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in spielender Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da

man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaßt. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Auftritte an einigen Hochschulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltenes, veranlaßten, zur Zeit des Aachner Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in zu frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert die Entwerfung einer

Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was er Anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten, eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eige-

nen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkühr der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten; seine Gegner das Volk.

Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preisgegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges

Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon empfangen, nach welchem Andere noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüthe einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihrer Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

19.

Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard! hatte Johannes Müller in seinem Berichte über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kotzebue, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkührlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch Sands (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger An-

sichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts,

den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsinniger als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus kein aufruhrlustiges Volk. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli, und Billigkeit selbst gegen ihre

Todfeinde, hat die Freiheit des eidsgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unserer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen." So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche Kotzebue's offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. „Das ist immer das Loos der gerechten Sache gewesen, sprachen sie, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen,

nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die helldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten, an ihn! So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können."

Andere aber, in welchen die Wallungen des Parteigeistes selbst das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die offenen Krieg dem langsamen aber festen Fortschritt zum Bessern vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtirers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem

allgemein verachteten oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maasstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräuete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerm Eifer für die verbriefeten Rechte ihres

Standes, wie jene für die unverbriefeten Rechte der Nation stritten. „Ist dies", riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierres, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schrekkenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionsschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht; daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im

Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Thronen." — So redeten sie.

20.

Mordanschlag Lönings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maase zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Biedersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherren gegen den treuen Sinn

ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einsweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maasnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, jenem Geschrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kotzebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauderhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren.

Dann plötzlich scholl die Kunde von neuversuchtem Meuchelmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsident der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustoßen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Ungerechtigkeit und Willkühr der Beamten; wieder Andere über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutsche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands Fürsten zugesichert

worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessen-darmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main (10. August), Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruhe (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trotzigen Aeusserungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Men-

chelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeusserung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Städtepöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Die Mehrheit aber maß diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. „Denn“, sprach Jeder, „eine Verschwörung Weniger könnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hatten von dem Vorhandensein eines großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprunge-

nen Wahns, in welchem sie Löbliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden mag leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen von Büchern über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmitzten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Mosis, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigene Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne anderes Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zallloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt."

Welches aber auch die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens waren angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung, zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegenern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedrohten gesetzlose Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohleingerichteten Staaten soll nichts durch Willkühr und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volks nach dem Maaße der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt

Ehrfurcht, statt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, statt weises Beachten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, statt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengesetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürsten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab sich, was die Furcht der Unbefangenern bestätigen zu wollen drohte. Die Freiheit der Presse ward in verschiedenen Ländern durch fürstliche Befehle auf verschiedene Weise noch enger begrenzt. — Die Ständeversammlung des Großherzogthums Baden ward jählings, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutschen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geschlossen. — Von dort aus wurden strenge und weitverbreitete Nachforschungen veranstaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Lönings, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob so manche andere verdächtig gewordene Erscheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, schwärmerischen Bundes, einer verbrecherischen Verschwörung wider die Thronen und bestehenden Ordnungen der Staaten seien? — Man hörte von vielen Verhaftun-

gen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere, und wie selbst argloser, vertraulicher Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtsinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andere deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherren, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die Wohlvergnügten, nun ohne eigenes Veranlassen wie Mißvergnügte be-

handelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

21.

Verschiedene Ansichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in diesen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Lösung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun sei, um Deutschlands gefährdeten innern Frieden sicher zu stellen? Die Urtheile über die zweckgemäßesten Mittel aber trennten sich an den Höfen und unter den einsichtvollsten Staatsmännern eben so sehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Unbefangene einig, daß nach solchen mannichfaltigen und betrübenden Vorgängen entscheidende Maasregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Masse des Volks sei, welche Staatsumwälzungen drohe und oder wolle, sondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menschen *äusserst geringe Menge* von Einzelnen, Zerstreutumherlebenden, welche sich zu überspannten Wünschen und vor-

eiligen Hoffnungen, durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Bestimmung deutscher Nation habe begeistern lassen.

„Aber eben diese sind es," sprachen die Einen, „eben diese sind es, welche in ihrer Schwärmerei für das, was die Völkerschaften heute selbst noch verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach und nach stimmen werden. Die Masse des Volks ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuselt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen Wogenlast tiefer bewegt wird. Schwer ist er zu beruhigen, sind einmal die Grundwellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch jener Ruhe des französischen Volks vor dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe hing es damals noch an seinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchischen Zepter der Bourbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben diese kleine Partei, welche nach und nach so viele Millionen Seelen in schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

„Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äussert.

„Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche vor den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherren selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

„Aber die maaslosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen,

welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine fieberhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber immer die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher: er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit dem Gedanken zu entflammen, Selbsthilfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

„Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offenen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutsam anzusehen. Ihre Reden finden nur allzubereitwillige Ohren, und um so gläubigern Beifall, je weniger die Menge eigenen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorspiegelungen und freveln Rath bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als Lehrer oder als Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

„Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andere. Und was noch mehr ist, unsere arglosen Fürsten selbst gaben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzugeschickt zu führen wußten. Es

war doch wohl vorauszusehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden.“ Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

„Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren

Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt geworden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

„Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkühr genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten

Wagstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

„Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Dasein einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen der Lönings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der denselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins werden in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maasregeln können noch

die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

„Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderungen der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde."

So ward von denen geurtheilt, welche aus Gewohnheit und Liebe des Altbestandenen, oder aus eigennütziger Selbstsucht, allen Aenderungen gesellschaftlicher Ordnung entgegen strebten selbst denjenigen, welche das schreiendste Bedürfniß der Zeit rief.

Andere aber sprachen: „Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut

großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebehrlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar,

wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen

zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maasregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem

neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder möchten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirnge-

spinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

„Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen, hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maasregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volks-

masse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtirer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kömmt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schriftstellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts

ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in wel-

chem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

„Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es sich, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preussens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

„Es sei daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorg-

nisse könnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand."

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

22.

Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherren sich nicht einseitig durch jene Aeusserungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkühr an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Es traten die Gesandten aller selbherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung (August 1819).

Während hier große Maasregeln zur Rettung

des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete Würtemberg das Friedenswerk selbst bei sich durch Aufstellung einer Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte darin mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neuerworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig aber erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständtischen Verfassung betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maasregeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhanden sein sollenden staatsumwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Bege-

benheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Hoffnung ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut!

Die Besitznahme der Insel Curassao durch die Briten im Jahre 1800.

Die Einnahme der niederländischen Insel Curassao durch die Briten bildet in der thaten- und schicksalsvollen Geschichte der britisch-französischen Kriege ein so kleines Kapitel, daß es darin kaum bemerkt wird Darum aber ist dies Kapitelchen, als Denkmal der verwegensten Niederträchtigkeit, auch als Beitrag zur Geschichte der holländischen Kolonien in Westindien, nicht minder lehrreich und anziehend. Der Verfasser hat Alles unmittelbar aus den Papieren des damaligen Gouverneurs der Insel, seines Freundes Joh. Rudolf Lauffer, geschöpft.

Herr Lauffer, ein Schweizer, aus Zofingen im Kanton Aargau, ging in früher Jugend wandernd zu Schiffe; kam nach Westindien; erwarb sich durch Rechtschaffenheit und besonders durch seine mathematischen Kenntnisse soviel Achtung und Vertrauen, daß er daselbst von den holländischen Behörden angestellt ward, und zuletzt die Stelle eines Gouverneurs von Curassao vom J. 1796 bis 1804 bekleidete.

1.

Schilderung von Curassao, Bonayre und Aruba.

Ein ungeheurer Felsen, von ungefähr neunthalb Geviertmeilen Oberfläche, erhebt sich wenige Meilen von den Küsten Venezuela's, zwölf Grad diesseits der Linie, über die Meeresfläche. Dies ist das Eiland Curassao. Nicht entfernt davon erheben sich noch einige andere kleinere Felseninseln, Bonayre, Aruba und Aves. Die Spanier besetzten dieselben schon im Jahre 1527, wegen der nachbarlichen Lage an den südamerikanischen Küsten, und bauten sich darauf an. Hundert und sieben Jahre nach diesem bemächtigten sich ihrer die Holländer.

Der Gewerbfleiß dieser kaufmännischen Eroberer machte das Eiland Curassao bald zu einem der bedeutsamsten Punkte an den Küsten Amerika's. Das Klima war mild, der Boden fruchtbar. Man kannte keine besondere hier heimische Krankheiten. Der Hauptwurm oder Fadenwurm, welcher jetzt ganz verschwunden ist, war nur von den Negern aus Afrika hieher verpflanzt, und die giftige Spinne von Curassao selten gefährlich. Denn sie lebt nicht in den Häusern, sondern auf dem Felde, gewöhnlich unter trockenen Kuhfladen. Man nennt

sie auf der Insel Orange, weil sie unter dem After einen orangegelben Fleck hat.

Die Nähe der reichen spanischen Besitzungen und die übelrechnende Handelsklugheit des Madrider Hofes kamen Curassao zu statten. Hier häuften sich weitläufige Waarenlager, und trotz aller königlichen Verbote kamen die Spanier, brachten Gold- und Silberwaaren, Gewürze, Farbenwaaren und Leckereien, um dafür mit großem Gewinn Erzeugnisse Ostindiens und Europens einzutauschen. Dieser Schleichhandel bereicherte die holländischen Schiffer, Kaufleute und Pflanzer schnell. Am großen, sichern Hafen der St. Annenbai, den die Veste Amsterdam schützen mußte, ward der Hauptort Wilhelmstadt gebaut; zahllose Landhäuser bedeckten, umgeben von heerdenreichen Wiesen und Pflanzungen, die ganze Oberfläche der Insel. Neben Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais und Maniok wurden im Schatten der Kokospalmen, Orangen, Zitronen und Limonien, die meisten Küchengewächse Europens erzogen.

Den Franzosen entging die Wichtigkeit dieser Besitzung nicht. Schon im Jahre 1673 suchten sie dieselbe den Niederländern zu entreissen. Der damalige Befehlshaber der Veste Amsterdam war von ihnen schon gewonnen. Sie näherten sich mit fünf- bis sechshundert Mann. Allein ihr Angriff ward unerwartet, sehr furchtbar, vereitelt. Denn

man hatte in der Festung die Verrätherei entdeckt, den Befehlshaber bestraft, und einen andern an seine Stelle gesetzt, der pflichtmäßig handelte. Den Stolz Ludwigs XIV. verdroß das Mißlingen. Er schickte fünf Jahre später den Admiral d'Estrées mit achtzehn Kriegsschiffen und zwölf Fahrzeugen der Flibustier gegen Curassao. Abermals vergeblich. Ein Sturm zerschellte die Flotte an den Klippen der Avesinseln. Seitdem blieb Curassao unangefochten.

Man hat bisher von Curassao und den dazu gehörigen Eilanden sehr unvollkommene Beschreibungen gehabt. Um so willkommener mag Freunden der Länderkunde nachfolgende Schilderung sein, die aus den ächtesten Quellen erhoben ist und wohl den Eingang zur Geschichte der Schicksale Curassao's in unserer Zeit zu bilden verdient.

Die Insel, ungefähr noch einmal so lang, als breit, hat eine hügelreiche Oberfläche. Zwischen den Hügeln erheben sich einzelne niedrige Berge, unter denen der zuckerhutförmige St. Christophsberg am Meergestade den Gipfel am höchsten trägt. Diese Anhöhen sind meistens kahle Felsen, hin und wieder dürftig mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckt. Zur Zeit, da man Curassao und die Nebeninseln entdeckte, waren sie noch von dichten Wäldern von Brasilienholz beschattet, welche gegenwärtig gänzlich verschwunden sind.

Die Thäler haben gutes, auch tiefes Erdreich und sind voller Wiesen und Pflanzungen. Nur zu beklagen ist, daß fast überall dauerhafte Quellen und Bäche mangeln. Im Innern der Insel entstehen aus den Felsen zwei kleine Quellen, die in einer Art Feld- oder Ackergraben zum Meere rinnen.

Die Bewohner müssen sich daher vorzüglich mit Regenwasser behelfen. Sie sammeln es sorgfältig in angelegten Wasserbehältern, Sodbrunnen und Zisternen. Man dämmt geschickt die Halden der Hügel, daß die Ströme des Regens nicht zum Meere abfliessen, sondern sich in die Erde versenken, und nach und nach die Wasserbehälter füllen. Diese Vorsicht ist auf Curassao um so nothwendiger, weil, wie überhaupt in den Tropengegenden, ein halbes Jahr lang während der trockenen Zeit keine Wolke am Himmel erscheint, ja selbst zuweilen die Regenzeit ein ganzes Jahr lang ausbleibt. In solchen Fällen empfinden die Bewohner aller „Inseln unter dem Wind“ oder der Leewardsinseln die schrecklichste Verlegenheit. Alles wird öde und das Vieh verschmachtet. So war im Jahre 1800, als es seit beinahe achtzehn Monaten nicht geregnet hatte, mehr denn die Hälfte des Heerdenviehes gestorben. Fruchtbäume, Zitronen-, Limonien- und Orangenbäume starben meistens aus; nur die Kokosbäume bewahrten sich in

der allgemeinen Dürre frisch. Dergleichen Trokkenheit, während in den übrigen Gegenden dieser Zone der Regen in Strömen fällt, sobald die Sonne, den Aequator überschreitend, sich dem nördlichen Wendekreise nähert, wird von den hiesigen Bewohnern dem Umstande zugeschrieben, daß der Luftstrom, von Osten oder Westen ziehend, nirgends aufgehalten, mit seinen Wasserschätzen vorüberfährt. Eben dieser Luftstrom aber werde, meinen sie, zum Vortheile aller andern Inseln des großen Archipels, der den mexikanischen Meerbusen umspannt, vom festen Lande aufgehalten. Die Wolken werden da gleichsam eingedämmt und verbreiten ihre Niederschläge. Aber wahrscheinlich sehr irrig glaubt man so. Denn es ist bekannt, daß mit Antritt der Regenzeit der beständige, trokkene Nordost- und Ostwind aufhört, daß Windstillen eintreten, und West- und Südwestwinde erfolgen, welche, minder trocken, die aufsteigenden Dünste nicht verzehren, daher die Regengüsse erfolgen. Es ist also wohl nicht durch den Ostwind die allmälige Anhäufung der Dünste zum Regen bewirkt. Hingegen liegen Curassao und die übrigen Leewardsinseln nahe an der Ostküste der Terrafirma, deren Gebirge hier gleichsam eine Wetterscheide bilden, die Südwestwinde auffangen und brechen, so daß die Wolken besonders

auf der Westseite des Gebirgs sich sammeln, wo dann Regen in Strömen herabfällt, während die Ostseite trockener bleibt. Auf der ostindischen Halbinsel, auf Ceilon, in Arabien u. s. w. hat man die nämlichen, und noch weit auffallendere Erscheinungen. Eine andere Ursache der Trockenheit, vermuthe ich, liegt in der Armuth an Wäldern auf diesen Inseln. Die ersten hieher gekommenen Pflanzer rodeten allen Wald aus. Die östlichen Gestade des benachbarten festen Landes sind ebenfalls nicht holzreich. So wurden die Berge nackt und die Quellen verschwanden natürlich immer mehr.

Die natürlichen Erzeugnisse des Bodens sind von keiner Erheblichkeit, wenigstens nicht für den Handel. Mangel an Feuchtigkeit und Regen schwächt den Pflanzenwucher. Man baut gegenwärtig überall fast nichts als Mais, und so wenig Zucker, Baumwolle, Tabak u. s. w., daß es kaum des Nennens werth ist. Man sieht aus den holländischen Preiskuranten voriger Jahrhunderte, daß die Baumwolle von Curassao von der ersten Güte gewesen sein müsse. Die Indigopflanze wächst noch heutiges Tages wild umher im Grase. Aber wegen Mangel an Holz und Wasser ist der Anbau von beiden zu Grunde gegangen. Dagegen ist noch immer viel Hornvieh-, Schaf- und Schweinezucht gewesen. Der

Boden aller drei niederländischen Inseln bringt nicht Lebensmittel genug für seine Bewohner hervor. Nach sehr genau aufgenommenen Verzeichnissen verbrauchte man sonst (vor dem J. 1800) in Curassao, Bonayre und Aruba jährlich ungefähr 8300 Faß Mehl und über 21,000 Scheffel Mais, was an Geldwerth über 215,000 Pezos (zu zwei Gulden holl.) betrug.

Der vornehmste Erwerb der Inseln kam von der Schiffahrt, vom Handel und vom Schiffbau. Wegen der Nähe des spanischen Südamerika's war hier für den Schleichhandel der größte Verkehr, ein wahrer Stapelplatz des westindischen Archipels. Die Menge der zuströmenden Fremden, welche Erfrischungen suchten und jedes Gemüse theuer zahlten, belebte den Gartenbau, wie die Viehzucht, und steigerte den Werth der Grundstücke. Größe, Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens machte Curassao zum Ruheorte der Schiffe. Hier besserten sie ihre Schaden aus. Daher fand man auf Curassao mehr und geschicktere Schiffszimmerleute, als im ganzen übrigen Westindien. Das Holz ließ man von Portorico und andern Gegenden kommen. Auch der Maulthierhandel war sehr einträglich. Er warf bestimmt eine Million Gulden ab. Man holte die Maulthiere von Venezuela und brachte sie von hier zu den übrigen westindischen Inseln.

Das Alles hat sich aber seit den südamerikanischen Staats-Umwälzungen sehr verwandelt. Nun handeln die Südamerikaner unmittelbar mit Westindien und Nordamerika; Curassao wird nicht mehr beachtet. Der Schleichhandel hört auf. Schon dadurch mußte auch der Gewinn Curassao's am Schiffbau vermindert werden, welcher sonst eine Million jährlich eintrug. Und seit dem Frieden von Amiens ward er fast ganz vernichtet, weil Curassao seitdem wenig Ruhe und Sicherheit genoß. Die Zimmerleute zerstreuten sich zum Theil auf den übrigen Inseln Westindiens. Es wurde seitdem jährlich mit Ausbesserung der Schiffe, die sonst zu dem Behuf aus allen Gegenden hieherkamen, kaum soviel gewonnen, daß man die Pfahlwerke an den Werften unterhalten konnte. Viel Volks wanderte aus; der Fremden wurden weniger; die Grundstücke fielen im Preise.

Die drei Inseln Curassao, Bonayre und Aruba hatten vor dem Jahre 1800 eine Bevölkerung von zweiunddreißigtausend Seelen, die Fremden mitgerechnet, welche sich hier des Handels willen zwei, drei und mehr Jahre aufzuhalten pflegten. Im Jahre 1815 war die Bevölkerung schon auf 18,000 Seelen vermindert. Nach einer damals von den Engländern veranstalteten Zählung befanden sich auf Curassao

	Männl.	Weibl.	Zusammen
Weiße	1216	1555	2781
Farbige Freileute	777	1384	2161
Freie Schwarze	755	1147	1871
Farbige Sklaven	244	376	620
Schwarze Sklaven	2699	2657	5336
Insgesammt	5721	7049	12,770

Dazu aber waren viele ansässige Fremde, desgleichen auch die Bewohner von Aruba und Bonayre nicht gerechnet. Die Zahl dieser betrug zusammen 5240 Seelen, die mit den obigen die Summe von 18,010 Seelen ausmachten. — Curassao hat nur einen Hauptort, dies ist Wilhelmsstadt. Ausserdem liegen die übrigen Wohnungen einzeln umher auf der ganzen Insel, in der Nähe ihrer Gärten und Wiesen zerstreut.

Wilhelmsstadt ruht am Fuß eines Hügels sehr angenehm, hart am Meere, und zwar auf einer Halbinsel, welche die St. Annenbai bildet.*) Diese Bai zieht sich anfangs, wie die Mündung eines Flusses, lang und schmal in das Land hinein, ungefähr sechszig Ruthen breit; im Hintergrund aber bildet sie ein weitläufiges Wasserbecken,

*) Einige Erdbeschreibungen nennen sie, doch irrig, St. Barbara-Bai; diese aber ist von Wilhelmsstadt weiter ostwärts.

wie einen Landsee. Das Becken heißt auch der Binnensee oder Grand Lagon. Die Einfahrt der Bai ist etwas beschwerlich; aber als Hafen für die Schiffe vortrefflich, diese mögen im langen Arme der Bai oder im Binnensee anlegen. Hart am Eingange des Hafens und neben der Stadt, zusammenhängend mit ihr, steht die Veste Amsterdam, mit einigen ältern und neuern Schanzwerken. Die letztern befinden sich unmittelbar am Ufer. Die Veste ist einfach und zweckmäßig gebaut, nicht erhöhter, als die Stadt selbst. Alle Wohngebäude auf dem Lande, wie in der Stadt, sind nach niederländischer Art, mit spitzen Giebeldächern, aber doch meistens ansehnlich. — Die Vorstadt Pieter May stößt fast an die Ringmauern, zieht sich längs dem Meerufer, einerseits an den Berg oder Hügel Altena hinauf, anderseits an dem Wasser entlang, welches als Auszweigung des Binnensees die Halbinsel von Wilhelmsstadt bildet. Auf dem gegenüberliegenden Ufer der Annenbai erblickt man eine zweite Vorstadt, Oversy, Autrebande, Anderseite geheißen. Auch sie ruht am Fuß eines Hügels, über welchen die kahlen Gipfel der Driegebröders hervorragen. Es sind dies drei mäßige Berge, die mit ihren gekrümmten, nackten Rücken und ostwärts steil niedergehenden Abhängen, einander sehr gleichend, beisammenliegen.

Gegen Morgen von Curassao steigt die Insel Bonayre aus dem Meer. Sie ist kaum zur Hälfte so groß, als Curassao, und wie diese ohne Bach, trocken, arm an Holz. Die Einwohner, deren Gebäude überall zerstreut umherliegen, bauen auf ihren Gütern nichts, als Mais. Ehemals waren sie durch Viehzucht, Schiffahrt und Handel ziemlich wohlhabend. Man zählte im Jahr 1800 hier gegen dreitausend Einwohner, meistens Weiße. Aber die Volkszahl hat seitdem um zwei Drittheile verloren.

Die Insel Aruba, obgleich etwas kleiner, als Bonayre, ist doch bevölkerter geblieben; der größere Theil ihrer Einwohner aber bestand aus Negern und einigen wenigen Indianern. Sie hatte im Jahr 1810 noch 2930 Seelen. Sie liegt westwärts von Curassao. Anbau und Benutzung des Bodens, so wie dessen Beschaffenheit, ist in allem dem der andern Inseln gleich. Auf beiden Eilanden gibt es viele wilde Ziegen und, besonders in Bonayre, wilde Esel, die von den Einwohnern eingefangen zu werden pflegen, und mit denen oder deren eingesalzenem Fleische man Handel treibt. Auch hier befindet sich kein Dorf, kein Flecken.

Unweit Bonayre ragen aus dem Meere noch die Avesinseln. Sie sind aber unbewohnt; nur Felsen und Klippen, hin und wieder von einem Gesträuch umweht.

Die Verwaltung der Kolonie steht unter einem Gouverneur, dem ein Kolonialrath zugeordnet ist. Letzterer theilt sich in einen Polizeirath und einen Justizrath. Jeder von beiden ist aus vier Mitgliedern zusammengesetzt, die sich, im Fall eines von ihnen abgeht, durch freie Wahl selbst ergänzen. Der Gouverneur führt in beiden Abtheilungen Vorsitz; versammelt sie auch in wichtigen Fällen vereint um sich, und beruft dann wohl noch die Suppleanten derselben und die Hauptleute der Miliz oder Landwehr dazu. Auf Curaßao und den Nebeninseln hat er seine Unterbeamten.

Die Besatzung der Kolonie bestand bis zum Jahre 1800 aus einer Kompagnie Artillerie von 153 Mann, und drei Kompagnien Infanterie, jede zu 60 Mann, die Offiziere nicht gerechnet. Die jährliche Besoldung betrug

für die Offiziere	11,549 Pezos
für eine Artillerie-Kompagnie	25,269 —
für drei Infanterie-Kompagnien	26,989 —
	63,798 —
Die Besoldung der bürgerlichen Beamten, mit Inbegriff der des Gouverneurs, betrug	28,633 —
Zusammen also	92,431 —

Seitdem freilich hat sich Manches geändert. Durch Staatsumwälzungen, Regimentsverwand-

lungen und Kriege verarmte das Volk; aber die Beamten standen sich darum nicht minder gut, und besser, als zuvor. Denn die Besoldung der bürgerlichen Beamten allein stieg endlich auf sieben- zig- bis achtzigtausend Pezos, und das Alles mußte das Volk zahlen, während es doch von Jahr zu Jahr weniger Erwerb und Verdienst hatte.

Die vorzüglichsten Quellen öffentlicher Ein- nahmen waren Abgaben von Einfuhr der westindi- schen Erzeugnisse, vier bis fünf Prozent; — vom Mehl sieben Stüver das Faß; — von allen mit fremden Schiffen ankommenden Gütern fünf bis sechs Prozent; — von Ausfuhr aller westindischen Erzeugnisse mit fremden Schiffen fünf bis sechs Prozent; — Accise vom Getränk; — Hafengeld; — Ausfuhr vom Mehl sechszehn Stüver das Faß; — vom fünfzigsten Pfennig bei Handänderungen lie- gender Güter; — vom Kopfgeld der Sklaven, zu vier Realen der Kopf; — Familiengeld u. s. w.

Die Kolonie war bei allen diesen Abgaben noch lange Zeit blühend, wie ein guter Boden noch manches Jahr aus eigener Kraft Aernten gibt, bis er ausgesogen ist. Selbst die Verwandlungen des Mutterstaats, aus vereinigten Niederlanden in eine batavische Republik, hatte auf das Glück des bürger- lichen Lebens in Curassao um so weniger störenden Einfluß, da der Gouverneur Johann Rudolf Lauffer, der seit dem Jahre 1796 ernannt war,

strengrechtlich seine Pflicht erfüllte, und unter allen Umständen Frieden und Handel schützte. Er war ein Mann von vielen, meist durch eigenen Fleiß erworbenen, besonders mathematischen und technischen, auch philosophischen Kenntnissen. Er liebte die deutsche Literatur sehr, und der Weltweise Fichte gehörte in Curassao zu seinen Auserwählten. Voll rastloser Thätigkeit überall gegenwärtig, den Saumseligen zur Ermunterung, den Leidenden zur Hilfe, den Bedrängten zum Rath, ward er durch Geschäftseifer, Ueberlegenheit des Geistes und Leutseligkeit im Umgang eben so sehr hochgeachtet und gefürchtet, als geliebt. Das Volk in Curassao hieß ihn zuletzt nur Vater Lauffer.

Mit besonderer Klugheit und Milde hatte er stets Behörden und Schiffe der benachbarten französischen Inseln behandelt, wie es damals die Stellung der batavischen Republik gegen eine so mächtige und übermüthige Bundesgenossin, als die französische Republik war, erforderte. Niemals aber vergab er das Geringste dem Recht und der Ehre seiner Regierung. In diesem Punkt blieb er, und hätt' es eigenen Untergang gegolten, unbeugsam und hartnäckig. Die Franzosen hatten Ursache, ihn zu schätzen. Denn mehrmals, wenn ihre Schiffe, von Allem entblößt, in den Hafen von Curassao einliefen, um sich wieder herzustellen,

half er ihnen aus der Noth, indem er für die an sie zu machenden Lieferungen Bürgschaft leistete.

2.

Anschlag der Franzosen gegen die Insel.

Eines Tages (6. Hornung 1800) erschien die französische Fregatte la Vengeance von vierundfünfzig Kanonen vor dem Hafen von Curassao. Der Schiffshauptmann Pitot befehligte sie. Sie hatte sich vorher in den Antillen mit der nordamerikanischen Fregatte la Constellation, von vierundvierzig Kanonen, geschlagen. Der Kampf war anhaltend und mörderisch gewesen, bis sich beide Schiffe ausser Stand gesehen hatten, das Gefecht weiter fortzusetzen. So kam die Vengeance im traurigsten Zustand vor der St. Annenbai an. Man mußte sie mit Schaluppen in den Hafen bugsiren.

Pitot, der Schiffshauptmann, eilte sogleich nach Wilhelmsstadt, Anstalten zur Ausbesserung seiner Fregatte zu treffen. Allein Niemand wollte sie an den Werften annehmen, Niemand die erforderlichen Geräthe und Bedürfnisse anders, als gegen baare Zahlung oder gegen Bürgschaft von der Regierung, hergeben. Darüber langes Unterhandeln. Am schwierigsten war die Versorgung

der Mannschaft mit Lebensmitteln. Diese Mannschaft, worunter sich auch verschiedene Reisende befanden, z. B. ein Divisionsgeneral Pelardy, ein Schiffshauptmann Jacquelin u. s. w., bestand aus ungefähr vierhundert Mann, die nicht allein während Herstellung des Schiffs, welche sechs bis sieben Monate Zeit erforderte, sondern auch zur Rückreise mit Lebensmitteln versorgt sein mußte. Am Bord war für keine acht Wochen Vorrath. Pitot schloß endlich mit den in Curassao befindlichen Agenten des Gouvernements von Guadeloupe einen Vertrag für mehrere Monate. Als derselbe zu Ende gegangen war, erklärten die Agenten kurz und bestimmt, sie wollten und könnten ihm weiter keine Lebensmittel liefern. Die Noth stieg. Pitot versammelte am Bord die vornehmsten Offiziere und Angestellten der Fregatte. Man vereinigte sich, in dieser verzweifelten Lage den Gouverneur Lauffer um Beistand anzugehen. Der gesammte Schiffsrath, Pitot an der Spitze, begab sich (3. Heumonat) in das Gouvernementshaus. Lauffer empfing die Bittenden gütig, beruhigte sie, und versprach, was in seinen Kräften liege, zu thun, um zu beweisen, wie lebhaft er am Wohl und Weh alles dessen Theil nehme, was die französische Republik angehe. Wirklich übernahm er von dem Tage an die Versorgung der gesammten

Schiffsmannschaft mit den erforderlichen Bedürfnissen.

Pitot war oder schien von Dankbarkeit gerührt. Er meldete auf der Stelle das Betragen des Gouverneurs an die französischen Oberbehörden nach Guadeloupe, in den verbindlichsten Ausdrücken. In Guadeloupe hingegen faßte man sogleich den Vorsatz, vermittelst der Fregatte Vengeance vor Curassao die Insel zu nehmen. Eiligst wurden also sechs bewaffnete Fahrzeuge abgeschickt, drei Brigantinen, jede von sechszehn Kanonen, und drei Goeletten, jede zu zwölf Kanonen, die leichte Eroberung zu machen. Der französische Agent Bresseau übernahm selbst die Leitung des ganzen Werks.

Man muß über die freche Undankbarkeit der französischen Behörden erstaunen. Man kann erstaunen, wie untergeordnete Behörden der Regierung Frankreichs wagen durften, Besitzungen einer befreundeten, bundesgenössischen Macht, mitten im Frieden feindlich, ohne allen Anlaß zu überfallen. Gewiß war dazu aus St. Cloud keine Weisung vom ersten Konsul gekommen. Die Agenten von Guadeloupe handelten also ganz eigenmächtig; ohne Zweifel in Hoffnung, bei diesem Staatsstreich gute Beute für sich zu machen. Die Entschuldigung einer solchen Eroberung war nachher bald zu ersinnen. Man konnte den Schritt

nur als Nothwendigkeit erklären; etwa sagen, Curassao wäre ausserdem ein Raub der Engländer geworden. Man kannte zu Guadeloupe, wie in Europa, den Grundsatz der gemeinen Politik: Was nützlich ist, das ist rechtlich! Freilich, die Verletzung des Völkerrechts war schreiend! Aber was gilt Völkerrecht? Ungefähr so viel, als in Bundesverträgen „immerwährender Friede und ewige Freundschaft." Leute vom Fach kennen den Werth solcher Floskeln.

3.

Bresseau landet.

Zu Curassao ahnete Niemand die verrätherischen Anschläge, als man eines Tages (den 23. Heumonat) bei Morgensanbruch fünf bewaffnete Fahrzeuge gegen die Küste der Insel fahren sah. Sie hatten französische Flagge aufgesteckt. Allein die Art, wie sie erschienen, mit wenigen Segeln, eins dicht neben dem andern, stark mit Mannschaft besetzt, und besonders, daß man deutlich Linientruppen erkannte, mußte Besorgniß erregen. Der Argwohn stieg, je näher sie kamen. Es konnte auch eine feindliche Unternehmung unter französischer Flagge gegen Curassao sein.

Lauffer, auf jeden Fall gegen Ueberraschung sicher zu stehen, ertheilte die nöthigsten Anordnun-

gen. Der Hafen ward mit einer Kette gesperrt, vom Pontonschiff Ceres nach der gegenüberliegenden Seite. Man schlug Lärmen. Die Landwehr versammelte sich unterm Gewehr.

Die Landwehr von Curassao, zu ihrem Ruhm verdient es gesagt zu werden, war immer brav, aber durchaus schlecht bewaffnet. Der Gouverneur hatte 12,000 Pezos Unkosten daran gewagt, gute Flinten zu bekommen, und diese doch nicht erhalten können. Für das Pfund Pulver hatte er sogar zwei Pezos zahlen müssen. So scharf lauerten freundliche und feindliche Kaper den mit Munition befrachteten Fahrzeugen in diesen Gegenden auf. Unterstützung von Kriegsbedürfnissen damals aus Holland selbst zu erwarten, wäre sehr eitel gewesen. Sie war mehrmals und vergebens begehrt worden. Man hatte seit einem Jahre mit den spanischen Nachbarn unterhandelt, nur zweihundert gute Flinten verlangt; allein die Regierung von Venezuela gewährte bloß Hoffnungen, die sie nie erfüllte.

Es war neun Uhr Morgens, als die Fahrzeuge einrückten, alle zugleich; eins nach dem andern in ungefähren Zwischenräumen von zwei Minuten. Sie versuchten die Kette zu sprengen, mußten sich aber gefallen lassen, vor der Veste Amsterdam, unter den Kanonen derselben, unter denen der Stückschanzen und des Pontonschiffes

Ceres, vor Anker zu gehen. Der Gouverneur schickt ohne Verzug einen Offizier, um zu erfahren, wer sie wären und in welcher Absicht sie ankämen? Er ließ auch den Befehlshaber auffordern, ihm einen Abgeordneten mit seinen Aufträgen zu senden. Der batavische Offizier kam zurück und meldete, es wären Fahrzeuge von Guadeloupe, bestimmt, der Fregatte Vengeance, die auf der andern Seite der Bai vor Anker lag, Truppenverstärkung zu bringen. Die Sache machte sich aber verdächtig; denn die Besatzung der Fahrzeuge betrug bei neunhundert Mann; wohl zuviel für eine einzelne Fregatte.

Eine Stunde verging. Die erwartete Botschaft vom Befehlshaber der Fahrzeuge erschien nicht. Der Gouverneur, ungeduldig, ließ ihm sagen: würde nicht auf der Stelle Jemand gesandt, der über die Weisungen, welche die Schiffe hätten, genügende Aufklärung geben könne, müßten sie als Feinde behandelt und ohne Weiteres in den Grund gebohrt werden. Nun trat ein französischer Offizier ans Land. Er brachte vom Oberbefehlshaber, dem Agent Bresseau, einen Brief an den Gouverneur. Dieser erbrach, las, schüttelte den Kopf und erwiederte dem Ueberbringer: der Inhalt sei zu wichtig; er müsse denselben dem versammelten Rath vorlegen.

Der Kolonialrath versammelte sich. Lauffer theilte Bresseau's Schreiben und den darin enthaltenen seltsamen Antrag der guadeloupischen Agentschaft mit. Es war der, die Insel Curaſſao mit stärkerer Besatzung gegen allfällige feindliche Angriffe zu versehen. Während der Kolonialrath noch über das räthselhafte Abentheuer in Berathung war, erschien ein französischer Abgeordneter, Namens Joubert, und meldete, der Agent Bresseau bitte um Erlaubniß, der Sitzung des Rathes beizuwohnen, sich über seine Sendung ausführlicher erklären zu können. Man gewährte. Es dauerte nicht lange, so erschien Bresseau, begleitet vom General Pelardy und einem zahlreichen Gefolge von Offizieren, unter welchen nicht bloß Europäer, sondern auch Mulatten waren. Bald darauf trat auch der von Guadeloupe mitgekommene General Jeannet *) herein, abermals gefolgt von einem Schwarm Offiziere von allerlei Farbe. Nach den ersten Höflichkeiten übergab Bresseau dem Kolonialrath ein Schreiben der obersten Behörde von Guadeloupe, und äusserte, nebst den Generalen Pelardy und Jeannet, den Wunsch, mit dem Gouverneur vertrau-

*) Oeffentliche Blätter nannten ihn Genet, und titelten ihn sogar Admiral, beides mit Unrecht.

lichen Zusammentritt zu haben, um Alles gütlich abzuthun.

Der Gouverneur begab sich mit ihnen in ein besonderes Zimmer. Hier nun erklärte Bresseau mit schlichten Worten, die Agentschaft von Guadeloupe habe für nöthig erachtet, Truppen nach Curassao zu schicken, weil man in Guadeloupe bestimmte Nachrichten erhalten, daß die Engländer in Jamaika eine Unternehmung gegen die Insel rüsteten. General Jeannet sollte auf Curassao den Kriegsbefehl zur Vertheidigung der Kolonie übernehmen; und welche Abänderungen rücksichtlich der Verwaltung der Insel vorzunehmen wären, ward nebenbei sehr ausführlich auseinandergesetzt.

Der Gouverneur hörte kaltblütig den wortreichen Vortrag an. Er wunderte sich mit Recht, daß die Herren zu Guadeloupe so genau von dem unterrichtet waren, was auf dem entlegenen Jamaika vorginge, und setzte in die Angaben gerechtes Mißtrauen. Er erwiederte endlich: „Ich habe Mannschaft genug, um allen Unternehmungen der Feinde, die sie mit ihren in diesen Gegenden befindlichen Truppen wagen könnten, Widerstand zu thun. Im übrigen wird der Kolonialrath auf die Anerbietungen des Beistandes antworten, mit denen uns die Agentschaft von Guadeloupe beehren will.“ — Bresseau schien betroffen. Er bemerkte, daß auch die Ausrüstung der Fregatte La

Vengeance und die Reklamation wegen des Schiffes Mary Gegenstände seiner Sendung wären. (Die Mary war nämlich ein amerikanisches Schiff, welches von guadeloupischen Kapern in den Hafen von Curassao aufgebracht worden war; der Gouverneur hatte das Schiff, als widerrechtliche Prise, zurückbehalten.) Der Gouverneur entgegnete: was die Fregatte beträfe, hätte er selbst sich schon mit den Angelegenheiten derselben seit dem dritten des Heumonats befaßt. Darum wäre weiter keine Sorge nöthig. Was die reklamirte Mary beträfe, wäre darüber nicht einzutreten, weil eine Proklamation der batavischen Regierung — der Gouverneur wies sie vor — vollkommen entschieden hätte.

Bresseau that, als wäre ihm das ganz unbekannt gewesen, stand auf und sagte: „Nun, Herr Gouverneur, das wird sich am Ende Alles geben.“ Er nahm den Ton des freundschaftlichsten Einverständnisses an, und bat nur, man möchte doch die Kette im Hafen öffnen, und den Fahrzeugen gestatten, innerhalb derselben vor Anker zu legen, weil die Truppen der Division in der That Erfrischung nöthig hätten. Er, so wie die beiden Generale, gaben ihr Ehrenwort, es solle keinem Menschen die mindeste Ungelegenheit verursacht werden, und sobald die Gegenstände ihrer Sendung abgethan sein würden, wollten sie nach Guadeloupe

zurückkehren, falls man in Curassao keine Verstärkung verlange.

Der Gouverneur bezeugte sich auf diese Versicherung hin gefällig. Er ließ die Kette öffnen und die Fahrzeuge hereinkommen. Er gestattete auch, an Bord der Fregatte La Vengeance so viel Mannschaft zu bringen, als man zur Ersetzung des Abgangs nöthig finden möchte.

Aber schon am Abend desselben Tages gab es Händel mit dem General Jeannet. Dieser hatte, ohne Vorwissen des Gouverneurs, Wachten ans Land gestellt, von welchen einige Offiziere der batavischen Landwehr beschimpft, andere Leute sogar mißhandelt worden waren. Der Gouverneur ließ die französischen Wachten entwaffnen und verhaften. Der General bat, weil er sein Unrecht einsah, um Verzeihung; verhieß Genugthuung, und ersuchte um Erlaubniß, nur eine Landwache halten zu können. Es ward ihm gewährt. Der Gouverneur gab ihm sogar die Losung des Tages. Doch traute dieser den schönen Worten Bresseau's und der beiden Generale nicht ganz, sondern ließ die Wachten der Stadt durch eine Kompagnie Landwehr verstärken. Theils war es überhaupt gut, gegen die zudringlichen Gäste vorsichtig zu sein, theils auch nützlich, um Unordnungen vorzubeugen, welche durch Anwesenheit jener schwarzen Soldaten leicht möglich waren.

4.

Aufforderung zur Uebergabe.

Die Franzosen, lauersam und schlau, trachteten nur festern Fuß zu fassen. Den dritten Tag nach ihrer Ankunft bat General Jeannet, es möchte ihm bewilligt werden, einen Theil seiner Truppen ans Land zu setzen; es wären viel seiner Leute krank. Der Gouverneur, ohne sich dem Vorwurf der Unmenschlichkeit auszusetzen, konnte es nicht abschlagen. Es ward aber beinahe das gesammte Kriegsvolk ausgeschifft. Es schlug am rothen Wege Lager auf. Der Gouverneur, freilich mißvergnügt, konnte für den Augenblick nichts ändern. Bresseau beeilte sich nun gar nicht, die Geschäfte seiner vorgeblichen Sendung zu beenden. Statt dessen gingen die Franzosen mit den Bürgern freundlich um, breiteten Gerüchte vom bevorstehenden Schicksal der Kolonie aus, falls man Bresseau's Vorschläge nicht annehmen würde. Da hieß es, die Stadt werde mit glühenden Kugeln zusammengeschossen und verbrannt, die Veste geschleift werden; Alles müsse dann ohne Gnade über die Klinge springen, und dergleichen mehr. Man wollte die Einwohner in Angst setzen, um sie zu stimmen. Täglich sah man bald die Fregatte, bald die Fahrzeuge der Freibeuter allerlei Wendungen machen, denen aber immer mit entsprechenden Wendungen des Pontonschiffes Ceres geantwortet ward. In-

zwischen sandte der Gouverneur eilfertig einen gewissen J. Obediente nach Venezuela, um von den Spaniern der benachbarten Küste Gewehre, Pulver und, wo möglich, einige Truppen zum Beistand zu erhalten. Seine Wünsche wurden nicht erfüllt.

Die Sache schien drohender zu werden. Schiffshauptmann Pitot traf alle Anstalten, die Fregatte dicht vor die Stadt zu ziehen. Es war am sechsten August. Gouverneur Lauffer, kaum davon benachrichtigt, ließ dem Kapitän sagen: er müsse liegen bleiben, wo er wäre. Pitot meldete zurück: sein Anker wolle nicht halten, wo er läge. Lauffer ließ antworten: so könne er sein Schiff nach dem Waaygat ziehen, wo die Kriegsschiffe der Niederlande anzulegen pflegten; dort sei der beste Ankerplatz von der Welt. Zugleich schickte ihm der Gouverneur seinen Hafenmeister, Martin Thysen, und den Artillerie-Lieutenant Duncan Munro, als Seemann, zur Beihilfe. Pitot nahm diese nicht an, sondern ließ durch sie sagen: er wolle sein Schiff hinziehen, wo es ihm gefalle, und zwar nun bestimmt vor die Stadt. Der Gouverneur gab sogleich Befehl, das Pontonschiff Ceres vorwärts zu ziehen, um mit seinen Batterien besser spielen zu können, und ließ durch einen von Pitot's mitgekommenen Offizieren zurückantworten: die geringste Bewegung der Fregatte

gegen die Stadt gelte als Feindseligkeit, und habe zur Folge, daß die Fregatte in den Grund gebohrt werde. Zugleich ward die Trommel gerührt. Die Landwehr begab sich auf ihre Posten. Das that Wirkung. Die Fregatte stellte ihre Bewegungen ein, sobald der zurückgegangene Offizier an Bord gekommen war. Kurz nachher erschien Pitot selbst beim Gouverneur. Es gab einigen Wortwechsel; doch erklärte der Franzose, er habe nun für gut befunden, seine Stelle nicht zu verändern, sondern liegen zu bleiben, wo er sei. „Desto besser für Ihre Fregatte," erwiederte Lauffer, „bei der ersten verbotenen Bewegung hätt' ich sie zusammenschiessen lassen."

Den folgenden Tag gegen Abend schickte Bresseau ein an den Rath der Kolonie gerichtetes Briefpäckchen. Es enthielt, nebst seinem Schreiben, nichts Geringeres, als eine Kapitulation für Curassao und ein Manifest der Agentschaft von Guadeloupe. Das Schreiben (vom 19. Thermidor Jahr 8 der französischen Republik) begann mit Vorwürfen gegen den Rath oder vielmehr gegen den Gouverneur von Curassao, wegen der feindseligen Stellung gegen die französischen Schiffe im Hafen, die doch, als Fahrzeuge einer bundesverwandten Macht, gekommen wären, Hilfe gegen die Engländer, ihre gemeinschaftlichen Feinde, anzubieten. Es ward nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß

Lauffer ein geheimer Anhänger des Erbstatthalters und der Briten sei. Länger könnten die konsularischen Agenten Frankreichs bei dem verdächtigen Betragen der Regierung Curassao's nicht gleichgültig bleiben. Daher hätten die Agenten das beigefügte Manifest erlassen. Bresseau erklärte, wenn man nicht sogleich jene feindselige Stellung enden, die Landwehrmänner auseinander lassen, die Kanonen von den Wällen, die Wachten und Posten zurückziehen, nicht Alles auf den gewöhnlichen Friedensfuß setzen würde, er gezwungen sei, die Feindseligkeit Curassao's mit Feindseligkeit zu erwiedern.

Das Manifest (gegeben im Nationalgebäu der konsularischen Agentschaft zu Basse-Terre in Guadeloupe, den 25. Messidor Jahr 8 der französischen Republik, und unterzeichnet: Jeannet, Baco und Bresseau) zählte eine ganze Reihe Klagen und Beschwerden gegen den Gouverneur von Curassao auf, z. B. wie er die Anglo-Amerikaner offenbar zum Nachtheil der französischen Flagge begünstige, da doch jene den Franzosen offenen Krieg in den Antillen machten. Zum Beweis gelte, daß Curassao den amerikanischen Kreuzern Aufenthalt und Ausbesserung ihrer Schiffe gestattet; daß die Franzosen, wenn sie sich mit Amerikanern zugleich im Hafen von Curassao befanden, von diesen ungestraft beleidigt und gekränkt werden konnten; daß man aus Curassao sogar

Franzosen und Bataver, unter dem Vorwand, sie seien Ruhestörer, fortgewiesen habe; daß man, seit dem Mai 1799, den Flaggenbaum im Fort habe weghauen lassen, an dem seit der Revolution immer die Nationalfarben Frankreichs neben denen von Holland gewehet hätten; daß das Gouvernement von Curassao seit Anfang des Jahres 1799 den seltsamen Machtspruch gethan, jeder Korsar solle 1500 Gulden Strafe zahlen, der inner drei Meilen von der Insel das Fahrzeug einer mit der batavischen Republik verbündeten Macht angreifen würde: ein Machtspruch, den selbst das batavische Vollziehungs-Direktorium zu thun sich nie erlaubt haben würde; ein Machtspruch, in dessen Folge wirklich ein französischer Kaper, der bei Curassao, und weiter als drei Meilen von der Insel, ein amerikanisches Schiff nahm, verfällt worden sei, so wie ein anderer mißhandelt wäre, der eine amerikanische Goelette zwischen Curassao und Bonayre genommen hätte; daß zu Curassao sogar der Prediger der kalvinischen Sekte (le ministre de la secte calviniste), seine Schamlosigkeit so weit getrieben habe, öffentlich zum Haß gegen die Franzosen, indem er, am Jahresfest des Untergangs von der Flotte des Marschall d'Estrées bei den Avesinseln, Gott für die Rettung Curassao's von der Gewalt der Franzosen gedankt. Aber man bemerke nun endlich wohl, dies alles sei Wirkung

einer erbstatthalterischen Faktion auf Curassao; der konsularischen Agentschaft zu Guadeloupe sei das Dasein solcher Faktion auch längst schon von dem tugendhaften Braak, Befehlshaber des Postens von Surinam, und einem Andern von Curassao selbst angezeigt worden wäre. Daher habe die konsularische Agentschaft, zur Sicherheit Frankreichs in diesen Gewässern, beschlossen: die Insel Curassao u. s. w. soll unter französischen Schutz gesetzt, alle von den französischen Prisen herstammenden, jetzt noch in Beschlag gehaltenen Gelder sollten ausgeliefert, die Militärposten einem französischen General eingeräumt werden u. s. w. Doch wolle man der Insel gestatten, auch fernerhin mit den Amerikanern im gewohnten Handelsverkehr zu bleiben.

Es ist hier nicht der Ort, das Unhaltbare jener Beschuldigungen überhaupt, noch das wirklich Grundfalsche derselben zu entwickeln, noch, wie wenig die Guadelouper befugt waren, darauf Maasregeln zu begründen, wie die, welche sie ergreifen wollten.

Alles war französisch abgefaßt. Weil die wenigsten Mitglieder des Rathes Französisch verstanden, mußte das erst übersetzt werden. Darüber vergingen ein paar Tage.

Während dieser Zeit hatten sich indessen Sachen ereignet, die Bresseau nicht berechnen

konnte. Sein Plan nämlich war gewesen, an demselben Tage, da er dem Rath die Kapitulation vorschlug, allgemeinen Angriff auf Wilhelmstadt und die Veste Amsterdam zu machen. Er hatte dazu dem Schiffskapitän Pitot gemessene schriftliche Befehle ertheilt. Dieser aber, eingedenk der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen der französischen und batavischen Republik, eingedenk seiner Verpflichtungen gegen die Güte des Gouverneurs, wollte durchaus nicht in den Frevel willigen, oder dazu Hand bieten. Pitot schlug das Verlangte rund ab, und hatte von demselben Augenblick an nicht die mindeste Achtung mehr für Bresseau's Befehle; nahm auch die Admiralflagge wieder ab, die er bei dessen Ankunft aufgepflanzt hatte. Ja, noch den Abend des nämlichen Tages kam Pitot zum Gouverneur und verlangte mit ihm unter vier Augen zu sprechen.

Hier erfuhr nun Lauffer den ganzen höllischen Plan. Pitot gab ihm sogar den von Bresseau erhaltenen Angriffsbefehl in Urschrift, und bat ihn nur, die Vengeance auf's Eiligste mit allen Erfordernissen zu versorgen, daß sie davonsegeln könne; denn nun hatte er von Bresseau's Rache und Zorn Alles zu fürchten. Der Gouverneur verhieß sein Möglichstes binnen vier, fünf Tagen zu leisten. Aber die Fregatte konnte nun auch so lange nicht warten. Denn Bres-

seau, empört durch die Widersetzlichkeit des Schiffshauptmanns, und vermuthlich vom Einverständnisse desselben mit dem Gouverneur belehrt, fuhr am 10. August Abends, angethan mit der dreifarbigen Schärpe und von einigen Offizieren begleitet, nach der Fregatte, ohne Zweifel in der Absicht, den Schiffskapitän verhaften zu lassen. Pitot, der auf der Verschanzung des Halbendecks stand, und argwohnte, wohin der Besuch zielen möchte, rief ihm zu: es dürfe Keiner an Bord kommen. Bresseau fluchte, schimpfte und rief der Mannschaft auf der Fregatte zu: ihr Kapitän sei vogelfrei (hors la loi) erklärt! Pitot dagegen schrie zurück: „Ihr seid Verräther, Räuberhorden! Geht ihr nicht Augenblicks zurück, laß ich Feuer auf euch geben!“ Wirklich zeigte sich einige Mannschaft unter Gewehr. Bresseau fand nicht für gut, die Erfüllung des Drohwortes abzuwarten, und kehrte mit möglichster Geschwindigkeit um. Von nun an war aber auch für Pitot hier keine Sicherheit mehr; er hatte zu fürchten, seine Matrosen möchten aufgehetzt werden und Meuterei anstellen. Er ließ das Ankertau kappen, die Segel aufziehen, und fuhr ab. Doch schickte er dem Gouverneur noch einen Offizier mit der Bitte, man möchte die Franzosen nicht angreifen, sondern ihnen lieber alles Nöthige verschaffen, damit sie nach Guadeloupe heimkehren könnten; auch ver-

sprach er, er wolle vor dem Hafen beilegen, um die noch übrigen Lieferungsrechnungen zu durchsehen, und das Benöthigte nebst den Wechseln zu unterschreiben. Allein am andern Tage war die Vengeance verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie der mächtige Strom des Meeres weggeschleppt.

Unterdessen und zwar den gleichen Tag, als der Auftritt zwischen Bresseau und Pitot vorfiel, hatte der Gouverneur dem vollständigen Rath der Insel, bestehend aus allen Gliedern des großen Rathes und den zwei ältesten Offizieren jeder Kompagnie, der Linientruppen sowohl als der Landwehr, die von Bresseau gesandten und übersetzten Schriften vorgelegt. Mit Erstaunen und Unwillen hörte man den Inhalt. Es war nur eine Stimme über die beispiellose, bundbrüchige Frechheit der guadeloupischen Agentschaft und Bresseau's. Eine nachdrückliche Verwerfung aller jener ehrlosen Anträge war die Antwort, und diese empfing Bresseau am Abend, da die Fregatte den Hafen verließ.

Der letzte Umstand besonders brachte in den Entwurf der Guadeloupesen einen gewaltigen Riß. Auch General Pelardy und andere französische Offiziere, die mit der Vengeance hatten abreisen wollen, und zurückgeblieben waren, befanden sich in bitterer Verlegenheit, denn ihr gesammtes Gepäck war auf die Fregatte gegeben. Sie beschwo-

ren nun den Gouverneur, ihnen zum Erreichen der Fregatte zu helfen. Er rüstete ihnen eine Goelette. Man hatte die Vengeance des Morgens, noch südwestwärts dem Hafen, am äussersten Horizont erblickt; sie schien mit Hilfe der Segel zwischen Curassao und Aruba den Durchgang zu versuchen. Allein die Goelette kam Abends mit dem General und seinen Offizieren zurück, ohne die Fregatte gesehen zu haben.

5.

Bresseau's verstellte Abreise.

Bresseau, nun er sich eines guten Theils der Streitkräfte beraubt sah, auf die er gezählt hatte, stimmte den Ton um. Der Kolonialrath erhielt von ihm ein Schreiben in freundlichen Ausdrücken, worin er deutlich zu verstehen gab, es sei ihm um Rückreise nach Guadeloupe zu thun. Nur war er noch um Fahrzeuge zum Transport der Truppen verlegen. Der Kolonialrath, herzlich zufrieden, die zweideutigen Gäste los zu werden, setzte einige Fahrzeuge in Requisition und stellte sie zu Bresseau's Verfügung. — Ein paar Tage nachher wandte sich dieser abermals an den Rath, und verlangte einigen Beistand an Geld. Man bewilligte ihm siebentausend Gourden (Piaster). Er kam mit neuen Bitten ein; der Rath erhöhte

ihm die Summe auf zehntausend Gourden, welche der Gouverneur alsbald auszahlte. Kurz, was der Agent von Guadeloupe begehrte, um seine Reise zu erleichtern, ward ihm zugestanden. Man rüstete ihm vier Fahrzeuge zum Transport seiner Truppen vollständig aus; lieferte ihm alles erforderliche Geräth und Bedürfniß zur Reise; schoß ihm in allem 10,500 Gourden vor, sowohl den rückständigen Sold seiner Leute entrichten, als andere Nothwendigkeiten der Division bestreiten zu können; theilte ihm von den Vorräthen und Lebensmitteln, die damals in der Kolonie eben nicht überflüssig waren, auf einen vollen Monat für mehr denn neunhundert Mann mit; Arzneien, Kleinigkeiten aller Art, — nichts schlug man ihm ab. Auf Treu und Glauben, gegen schriftliche Versicherung, daß diese, wie die der Vengeance gemachten Lieferungen sogleich nach der Ankunft in Guadeloupe gezahlt werden sollten, gab man willig und freudig.

Endlich hatten die Franzosen nichts mehr zu verlangen. Sie waren reichlich versorgt. Man erwartete in Curaßao voller Ungeduld den Augenblick ihrer Abreise, weil ihr Aufenthalt im Hafen den Handelsverkehr der Insel zerstört hatte. Denn natürlich wagte sich kein Schiff von irgend einer Nation her, sobald man vernahm, die Guadeloupesen wären da.

General Jeannet kam zum Gouverneur, sprach vom Absegeln, äusserte aber neue Bedenklichkeiten. Er fürchtete nämlich feindlichen Fregatten zu begegnen, und in dem Fall wünschte er Erlaubniß zu haben, in den Schiffsrheden oder Baien der Insel vor Anker gehen oder landen zu dürfen, falls der Feind wagen sollte, die Fahrzeuge mit Schaluppen anzugreifen. Allerdings war der Fall möglich. Der Gouverneur konnte den Truppen einer befreundeten Macht die Zuflucht nicht verweigern, da die Engländer in den westindischen Gewässern überall kreuzten. Er machte es sich zur Pflicht, jedem Fahrzeuge der Division schriftliche Erlaubniß auszustellen, auf den Fall der Gefahr, in alle Hafen und Baien einzukehren und zu landen, um sich zu retten oder zu vertheidigen.

Es war nun nichts mehr zu verlangen übrig. Bresseau beurlaubte sich durch seinen Aide-de-Camp Chaudry beim Gouverneur, und dankte diesem für allen Beistand, den er geleistet. General Jeannet nahm persönlich Abschied, bezeugte dem Gouverneur in den verbindlichsten Ausdrücken seine Erkenntlichkeit, und bat um Anlaß, ihm zu beweisen, wie gern er dankbar sein möchte. Der Gouverneur ersuchte ihn, auf Abschlag der Zahlungssumme für die gemachten Lieferungen, drei- bis vierhundert Gewehre zum Gebrauch der Land-

wehr, und für seine Person ein gutes Astrolabium und einen Meßtisch zu schicken, wenn dergleichen allenfalls in Guadeloupe zu haben wären. Man schied freundschaftlich von einander.

An demselben Tage noch, es war der 3. Herbstmonat, segelten alle Fahrzeuge ab. Bemerkenswerth ist, daß zugleich drei französische Korsaren vor dem Hafen erschienen waren, die sich mit der Division vereinigten. Aus den folgenden Begebenheiten ward es erst wahrscheinlich, daß Bresseau diese Fahrzeuge erwartet, und bloß darum unter allerlei Vorwand gezögert hatte, die Anker zu lichten.

In Wilhelmsstadt war man froh, des lästigen Besuches Ende zu sehen. Die Franzosen segelten langsam, und am Abend gingen sie wieder vor dem Hafen St. Michel vor Anker. Sie sagten, das Meer sei zu still, und der Küstenwind von Südwest zu schwach gewesen. Und doch kehrten sie in einen Hafen ein, der im Westen desjenigen lag, aus welchem sie erst hervorgegangen waren. Sie blieben da auch den folgenden Tag, ungeachtet sich der Küstenwind frischer aufmachte, und ihnen die günstigste Gelegenheit bot, ihren Weg zu verfolgen.

Dies neue Zaudern hätte wieder Argwohn erregen können. Indessen man hatte es nicht mit

Feinden zu thun, sondern mit Befehlshabern und Truppen einer verbündeten Macht, welche mit den Holländern einerlei Feind bekämpfen mußten. Man war ihnen in allen Fällen Unterstützung schuldig. Sie hatten auf ihre frühern Vorschläge Verzicht gethan; wollten der Kolonie von Curassao ihren Beistand nicht aufzwingen. Das war genug. Es stand dem Gouverneur nicht zu, ihnen sogleich Rechenschaft abzufordern, warum sie bei St. Michel anhielten. Hätte er wohl gar auf der Stelle die Besatzung von St. Michel mit frischer Mannschaft verstärkt, es würde beleidigendes Mißtrauen, oder unnöthige Furcht verrathen haben. — Inzwischen ließ er sie beobachten. Und bald genug ward er überzeugt, er habe auf bundesgenössische Verhältnisse, Freundschaftsversicherungen und gegebene Ehrenworte zuviel Vertrauen gesetzt.

6.

Versuch der Franzosen, die Insel zu erobern.

Denn am 4. Herbstmonat, Abends acht Uhr, empfing er Nachricht, die Franzosen seien zu St. Michel ans Land gegangen, unter dem Vorgeben, man habe in der Ferne fünf englische Kriegsschiffe gesehen. Und, um dem in St. Michel befehlenden batavischen Offizier beizustehen, hätten sie dort beide Vesten besetzt. Eben dies meldete auch Ge-

neral Jeannet selbst dem Gouverneur in einem eigenen Briefe.

Lauffer war ausser sich vor Zorn über die Treulosigkeit, mit der man eine Erlaubniß mißbrauchte, die er auf Treu und Glauben für Nothfälle an bundesverwandte Truppen ausgestellt hatte. Schmählicher war die Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen, als hier geschah, wo man Besitz von der Veste eines befreundeten Staates nahm, unter deren Schanzen sich wenige Tage zuvor ein französischer Korsar gerettet hatte, der von einer britischen Fregatte fast genommen worden war. Die Erscheinung von fünf englischen Kriegsschiffen blieb offenbare Lüge. Auf keiner Seite von Curassao hatte man Schiffe wahrgenommen. Selbst die Franzosen, die damals auf der Insel wohnten, nannten es Mährchen.

Sobald der Gouverneur Nachricht von der Landung hatte, brach er in der Nacht an der Spitze von fünfhundert Mann gegen St. Michel auf. Als er bei den Häusern von Blaauw ankam, machte er Halt, und schrieb an seinen Fähnrich Fikkert, der die beiden Vesten von St. Michel befehligte, einen Brief, mit Auftrag, dem General Jeannet anzuzeigen, er solle seine Truppen einschiffen, weil der Gouverneur mit hinreichendem Kriegsvolk da sei, die beiden Vesten zu besetzen, und die Franzosen, so wie ihre Fahr-

zeuge, in Schutz zu nehmen, wenn sie von einem Feind angegriffen werden sollten.

Er wartete vergebens auf Antwort. Er schrieb einen zweiten Brief und schickte ihn mit dem Befehl ab, Fikkert solle selbst zu ihm kommen. Auch darauf blieb die Antwort aus. Selbst die Träger der beiden Briefe, weil man sie angehalten hatte, kehrten nicht zurück. Lauffers Verlegenheit stieg. Unmittelbar gegen Franzosen Feindseligkeiten zu beginnen, schien in der Stellung eines batavischen Gouverneurs politisch unrathsam; aber es wäre auch in militärischer Hinsicht mehr als gewagt gewesen. Denn die Streitkräfte der Franzosen waren durch den Zuwachs, welchen sie aus Guadeloupe erhalten hatten, auf zwölfhundert Mann gesteigert. Dazu hatten sie, vermöge der besetzten Vesten, die vortheilhafteste Stellung. Besonders die neue Veste, weil sie auf einer damals unzugänglichen Höhe gebaut war, gab ihnen einen mächtigen Stützpunkt, von welchem aus die Umgegend beherrscht werden konnte. Alle Wege und Stege waren überdies mit schwerem Geschütz besetzt. — Der Gouverneur mußte erwarten, ob die Franzosen, die bei Besetzung von St. Michel immer noch eine Art Entschuldigung haben konnten, das Aergste unternehmen und die Kolonie geradezu feindlich behandeln würden. Vielleicht war ihnen nur daran gelegen, Schrecken einzu-

flößen, entweder um noch mehr Geld zu erpressen, oder die schwächere Partei zu bereden, die Kolonie gutwillig zu übergeben. Immer mußte Lauffer von seiner Seite vermeiden, voreilig zu handeln. Er ging daher folgenden Tags nach Wilhelmsstadt zurück.

Hier vernahm er, daß zwei der stärksten Korsarenschiffe Bresseau's des Morgens auf der Höhe des Meeres erschienen wären und ihre Stellung zwischen den Inseln Bonayre und Curassao genommen hätten. Bald darauf kam Botschaft, daß, sobald sich der Gouverneur mit seinen Leuten von den Häusern von Blaauw entfernt habe, die Franzosen in alle Wohngebäude von St. Michel eingedrungen wären, geplündert und das Vieh weggetrieben hätten. Folgenden Tags schwärmten ihre Spähwachten schon bis Hato, Mahuma u. s. w., Wohnungen, drei Wegstunden nordwärts von Wilhelmsstadt. Die guadeloupischen Negersoldaten machten sich an die Neger der Kolonie, wiegelten sie zur Empörung, zur Verjagung und Beraubung ihrer Herren auf. Das war so schwer nicht. Eine Menge Sklaven lief ihnen zu, und vereint mit denselben sammelten sie sich, alle bewaffnet, zu Haay, unweit dem rothen Weg. Die ungeheuern Gräuel von St. Domingo drohten auf dieser Insel erneuert zu werden. Freiheit und Gleichheit ward ausgerufen; der Gouver-

neur mit seinen Leuten als Feinde der Volksrechte, als Orangisten verwünscht. — Freilich war damit noch nicht erwiesen, daß der Agent Bresseau und die Generale an all den Unordnungen Theil hätten. Es konnten Ausschweifungen der Neger und des Korsarengesindels sein, die vielleicht nicht zu verhüten waren.

Der Gouverneur stellte indessen am rothen Weg eine Wacht von 150 Mann der Besatzung mit zwei Feldstücken beim Hause des ehemaligen Gouverneurs de Veer auf, mit Befehl, keinen verdächtigen Menschen gegen die Vorstadt der Anderseite zu lassen. Denn diese Anderseite bildet einen beträchtlichen Theil der Stadt selbst. Sie ist gegen den rothen Weg ganz offen und wehrlos, und war daher verwegenen Plündereien leicht zugänglich. Als gegen Abend gemeldet ward, daß sich nahe bei Haay die Negerhaufen und Soldaten vermehrten, verstärkte Lauffer jene Vorwacht noch mit zweihundert Mann.

Folgenden Morgens in der Frühe rückte Bresseau's Kriegsvolk wirklich gegen die Stadt an. Der Gouverneur warf sich aufs Pferd, gab dem beim Hause Kikkert aufgestellten Reservekorps, welches vier Feldstücke bei sich hatte, die nöthigen Befehle, und eilte zum Posten am rothen Wege. Aber schon unterwegs bei der Synagoge kam ihm

ein Reiter entgegengesprengt und meldete, die holländischen Soldaten hätten die Flucht ergriffen. Er setzte seinen Weg dennoch fort, denn er konnte an solche Feigheit von Linientruppen nicht glauben. Aber er mußte sich bald davon überzeugen. Sie kamen ihm in wilder Verwirrung athemlos entgegengestürzt. Sogleich ließ er die Reserve bis zur lutherischen Kirche vorrücken, die Flüchtlinge wieder zu sammeln. Umsonst. Die Soldaten befanden sich in unbeschreiblicher Unordnung. Hätten nicht die drei Kompagnien Landwehr, die bei ihnen gewesen, und schändlich im Stich gelassen waren, die Feldstücke gerettet, und durch regelmäßigen Rückzug die Flucht der Soldaten gedeckt, diese wären gewiß alle gefangen worden. Bresseau's Plänkler hatten sich indessen schon der Häuser Kikkert, Schotborg und Monge bemeistert, und richteten, vereint mit den Franzosen, an dem andern Gestade beständiges Feuer auf die Holländer, jedoch ohne große Wirkung. Ein Soldat ward an der Seite des Gouverneurs getödtet, und ein Mann von der Landwehr tödtlich verwundet.

Es blieb nichts übrig, als die Anderseite zu verlassen, und sich über die Bai nach der Stadt einzuschiffen. Fünf Feldstücke ließ man beim Hause Kikkert zurück. Doch nur eins derselben konnten die Franzosen, und zwar ganz unbrauchbar geworden, mit sich nehmen; denn das Pontonschiff Ceres

bestrich mit unaufhörlichem Feuer die große Straße der Anderseite.

Folgenden Morgens verbreiteten sich die feindlichen Streifparteien im Osten der Kolonie, und entführten alle Sklaven, alles Vieh und was sie sonst fanden. Bresseau vertheilte nach allen Gegenden Proklamationen, deren er von Tag zu Tag neue machte, abschreiben und anschlagen ließ. Lauffers Lage war verzweiflungsvoll. Er hatte nicht so viel Streitkräfte, als die Franzosen, um im offenen Felde Spitze zu bieten. Er war auf die schändlichste Weise von Truppen einer engverbündeten Macht, nach den herzlichsten Freundschaftsversicherungen, betrogen und überfallen worden. Er sah sich von ihnen auf allen Seiten zu Land und zu Wasser umringt und gesperrt. Durch die Lieferungen, welche man der Mannschaft der Vengeance, und durch die, welche man der Division Bresseau gemacht hatte, waren die Vorräthe an Lebensmitteln fast erschöpft. Seit zwei Monaten hatte kein amerikanisches Schiff in Curassao angelegt. Man fand nur noch für ein paar Tage Brod. Die meisten Wasserplätze lagen in der Gewalt der Franzosen. Seit ungefähr achtzehn Monaten hatte es nie geregnet. Ungeheure Dürre versengte das Land. Mehr denn die Hälfte Viehes war daher umgekommen. Rings um die Stadt hatten die Franzosen das Heerdenvieh weggetrie-

ben. Die meisten Sklaven aus den Wohnungen der Nachbarschaft waren zu ihnen übergelaufen; und diejenigen, die sich noch in der Stadt befanden, gaben die unzweideutigsten Beweise nachahmungslustiger Gesinnungen.

An kräftigen Widerstand der Stadt, an Vertreibung der Franzosen ließ sich nicht denken: denn die gesammte Landwehr hatte höchstens sechszig gute Gewehre; die übrigen taugten wenig. Sowohl Landwehr, als Besatzung waren seit zwei Monaten vom strengen Dienst ziemlich angegriffen. Jetzt gezwungen, sich inner die Vesten und Schanzen zurückzuziehen und einzuschliessen, mußte man sich lediglich mit dem schweren Geschütz vertheidigen, und dazu noch die waffenfähige Mannschaft zum Wasserholen gebrauchen, oder Holzwerk und Geschütz in die neue Schanze zu schleppen, die der Gouverneur auf der Höhe, Scharlo genannt, anlegte. — Ohne Lebensmittel, ohne Wasser, sah man vor, entweder verhungern oder verschmachten, oder in die Gewalt einer Horde von Räubern und Mördern fallen zu müssen. Die Gräßlichkeiten von St. Domingo, vor denen die Menschheit erbebt, standen den Pflanzern von Curassao bevor. Schon waren, wie gesagt, fast alle Neger der Kolonie übergegangen. Jetzt standen sie bewaffnet, jubelnd, racheathmend oder raublustig. Was ließ sich erwarten? Die erst während Bresseau's

Aufenthalt nach Curassao gekommene und mit ihm vereinte Bande des Rigaud bestand (ausgenommen die Kanoniere) aus sechszig Offizieren und Mulatten, alle von St. Domingo, alle in die Kunst des Kriegs, und noch mehr in die Kunst der Kriegsgräuel eingeübt. Zwei Mulatten, einer Namens Birot, ein anderer Namens Bonnet, die beide auf St. Domingo die Grausamkeit so weit getrieben hatten, daß sie schwangere Weiber zersägen liessen, hatten den Rang von Brigadechefs, und befehligten unter dem Agent Bresseau Divisionen oder Kolonnen.

Bresseau selbst, wie man wohl bemerkt haben wird, hatte sich schon als einer jener Menschen gezeigt, die, mit Verlust alles sittlichen Sinnes, gleich diebischen Gaunern, nur den dumm geführten Streich für den schlechtesten halten. Er wäre unter andern Umständen ein trefflicher Kabinetsmann, etwa wie Fouché, der Herzog von Otranto, geworden, der zu Enghiens Hinrichtung sagte: „C'est plus qu'un crime, c'est une faute!“ und sich mit diesem Einfall etwas wußte.

Die Feinde der Niederländer — denn so muß man wohl die Franzosen nach allen diesen Ereignissen nennen — freuten sich der vortheilhaftesten Lage. Nach Vereinigung mit Rigauds Bande und der Mannschaft jenes guadeloupischen Korsa-

ren, dessen Fahrzeug noch auf dem Schiffswerft lag, so wie mit denjenigen Franzosen, die jenseits der Bai wohnten, und gern oder ungern mit den Guadeloupesen gemeine Sache machen mußten, waren sie über fünfzehnhundert Mann stark; alle mit guten Gewehren versorgt und Meister von der Anderseite. Nah und fern machten ihre Plänkler anhaltendes Feuer gegen die Stadt, während man ihnen, weil sie hinter den Mauern der Quergassen versteckt lagen, nicht beikommen konnte. Sie standen in Besitz der Maisvorräthe und Lebensmittel, die sich noch in den Magazinen der Anderseite oder auf der Klip befinden mochten. Sie hatten sich alles Viehes bemächtigt und was sie sonst in den Pflanzwohnungen vorfanden. Die abtrünnigen Neger schleppten ihnen zu. Ja, der betrogene Kolonialrath selbst hatte sie vor ihrer geheuchelten Abreise noch auf einen vollen Monat mit Mundvorrath versorgt. Zudem konnten sie darauf zählen, daß jedes amerikanische Schiff, das etwa in den Hafen einkehren wollte, in ihre Gewalt fallen mußte, weil ihre Korsaren die Insel rings blokirten. Auch alles Kaufmannsgut der drei Ladungen von Mary, Kuba und Oliveros, die sie ohnehin ansprechen zu können glaubten, hatten sie sich zugeeignet. Ihr Kriegsvolk, noch kräftig und frisch, war durch Hoffnung großer Beute ermuthigt. Beschwerliche Arbeiten wurden

ihm nicht gegeben: dergleichen verrichteten die abtrünnigen Sklaven. Selbst im schlimmsten Fall, der unter solchen Umständen doch kaum gedenkbar schien, konnten die Franzosen aus der Bai von St. Michel immer wieder in die offene See stechen und sich retten. Aber auch dieser traurigen Möglichkeit, Hab' und Gut zu verlassen und durch Flucht Weibern und Kindern nur das Leben zu bewahren, mußten die Einwohner von Curassao entsagen. Denn wohin mit ihnen? Die französischen Korsaren kreuzten ringsum. Nichts konnte denselben entrinnen. — Nur der Gouverneur blieb unerschütterlich, entschlossener zu seinem Tode, als zur Uebergabe der Kolonie.

7.

Curassao unter britischem Schutz.

Vier Tage waren unter gegenseitigen Beschießsungen verstrichen, als man von der Veste Amsterdam am neunten Herbstmonat, da eben die Sonne untergehen wollte, in der Ferne eine Fregatte mit amerikanischer Flagge entdeckte. Die beiden Korsarenfahrzeuge, bei Bonayre aufgestellt, zogen sich schnell zurück nach St. Michel.

Fast zu gleicher Zeit erblickte man ein anderes Schiff von drei Masten, ebenfalls mit amerikanischer Flagge. Herr Philips, Konsul der

vereinigten Staaten auf Curassao, schickte, mit Genehmigung des Gouverneurs, ein Boot hinaus, sie um Beistand anzurufen.

Folgenden Morgens erfuhr man, daß die Fregatte keine amerikanische, sondern eine englische und zwar die Fregatte Nereide von vierundvierzig Kanonen sei, befehligt durch Kapitän Friedr. Watkins; ferner, daß der Dreimaster ein amerikanisches, von den Engländern in der Nacht vorher gekapertes Kauffarteischiff sei, mit Kriegsbedürfnissen, z. B. 3500 Flinten, 30,000 Pfund Pulver, Bohlen zu Laffeten u. dgl. m., beladen. In Bezug auf diesen Dreimaster war man sehr verschiedener Meinung; in jedem Fall schien seine Ladung verdächtig für Curassao gewesen zu sein. Entweder sollte diese in die Hände von Bresseau's Korsaren fallen, oder war geradezu für ihn bestimmt gewesen, und so hätten die Waffen auf jeden Fall zur Wehrbarmachung der Neger von Curassao dienen müssen, wäre das Schiff nicht von den Briten genommen worden.

Hauptmann Watkins ließ dem Gouverneur sagen: wiewohl in Diensten seiner britischen Majestät, gegenwärtig wirklich im Krieg gegen die batavische Republik, stehe er doch nicht an, dem Gouverneur so viel Hilfe, als er leisten könne, anzubieten, da er die beklagenswerthe Lage der

Kolonie vernommen hätte. Er sähe schauderhaftes Unglück vor, und thue, was Menschlichkeit gebiete.

Der Gouverneur versammelte den Rath, und gab ihm Kenntniß von Watkins Anträgen. Seltsames Geschick! — Franzosen, Hollands Verbündete, standen als Feinde da; Engländer, Hollands Feinde, erboten sich zur Rettung. Trauriges Schweigen herrschte im Rath. Jeder schien zwischen Pflicht und Verzweiflung zu wanken. Aber es blieb nur Wahl, entweder mit den Engländern zu unterhandeln, oder in die Gewalt des Korsaren- und Negergesindels zu gerathen. An letzteres konnte Keiner ohne Grauen denken. Was war von einem Menschen, wie Bresseau, zu erwarten, der mit Mord, Raub und Verwüstung die Summen und Lieferungen vergalt, welche die Kolonie ihm, seiner Division und der Fregatte La Vengeance gemacht hatte, und die über hunderttausend Gourden Werths betrugen!

Der Rath bevollmächtigte den Gouverneur, mit Watkins einzutreten, und vor allen Dingen zu vernehmen, unter welchen Bedingungen derselbe Hilfe gewähren wolle. Watkins erwiederte: die Kolonie solle sich unter britischen Schutz stellen, und zwar nach den gleichen Kapitulationspunkten, wie Surinam, das heißt, ihre bisherige Administration beibehalten und englische Besatzung auf-

nehmen. — Ein vollzusammengesetzter Rath mit allen Offizieren vernahm den Vorschlag, bewilligte ihn, und in Folge des Beschlusses unterzeichnete Lauffer die Kapitulation am 13. September 1800. Die Uebergabe der Kolonie selbst erfolgte erst fünf Wochen später, bis mehrere englische Schiffe eintrafen.

Unterdessen leistete die Fregatte in der That die wesentlichsten Dienste, die sie gewähren konnte, und die zugleich die allerdringendsten waren. Denn nicht nur ward Bresseau gezwungen, seine Blokade aufzuheben und seine Fahrzeuge zurückzuziehen, daß man wieder Hoffnung hegen konnte, von irgendwo her Lebensmittel zu empfangen, sondern Kapitän Watkins lieferte auch Munition und fünfzig gute Flinten. Damit ward Lauffer im Stande, theils starke Spähwachten auszuschicken, theils diejenigen zu decken, welche Mundvorrath einholen mußten; theils zur Hut der kleinen Vesten Republik und Pieter May Vorwachten anzuordnen. Denn die Guadeloupesen streiften schon nahe bei dem Abhang der Höhe von Altona, und die Negersklaven schleppten schon Kanonen auf den Weg von Piscadero. Auch am Abhang beim rothen Weg, unweit dem katholischen Kirchhof, warfen die Franzosen eine Stückschanze auf, die am 13. September vollendet und den folgenden Tag mit drei Achtzehnpfündern besetzt war. Aus

diesen beschossen sie die Stadt und Veste zehn Tage lang.

Ehe sie damit anfingen, schickte Bresseau aber noch einen Brief an den Kolonialrath, mit Aufforderungen und einer Proklamation. — Die letztere verdient, weil sie Treiben und Ton dieser Menschen bezeichnet, in ihrem ganzen Inhalt gekannt zu sein:

„Im Namen der beiden verbündeten Republiken von Frankreich und Batavien.

„Einer der konsularischen Agenten auf den Inseln im Wind, auf Sendung in Curassao, in Erwägung u. s. w. beschließt:

1. „Die Kolonie von Curassao ist, in Gemäßheit des Beschlusses der Agentschaft vom 25. Messidor dieses Jahres und durch die Thatsache offenen Angriffs gegen die französische Division, von heute an unter den Schutz der französischen Regierung gesetzt.

2. „Der provisorische Gouverneur Lauffer, Urheber jenes Angriffs, Haupt der Faktion der Orangisten, ist durch diese Thatsache, nebst seinen Mitschuldigen und Anhängern, zum Feind der beiden Republiken von Frankreich und Batavien erklärt und für alle Folgen verantwortlich.

3. „Im Namen der beiden verbündeten Republiken sind die Veste, die Schanzen und alle

von jenem Faktionshaupt besetzten Posten in Belagerungsstand erklärt.

4. „In Folge dieser Erklärung ist allgemeiner Aufruf an alle in dieser Kolonie befindlichen Franzosen erlassen, sich unter den Befehl der französischen Generale, in deren Hauptquartier, genannt Landhaus de Veer, zu stellen, und von dem Augenblick an sollen ihre Person und ihr Eigenthum unter Obhut der französischen Republik stehen. Diese Obhut und Sicherheit wird gleichfalls allen batavischen Bürgern gewährt, welche die Posten verlassen, sich in ihre Wohnungen zurückziehen und ruhig bleiben.

5. „Jeder Franzose, er sei seit 1789 naturalisirt oder nicht, der bei Kundmachung des Gegenwärtigen sich im Dienst bei der Landwehr oder in einer andern Stelle vom Gouverneur Lauffer befindet, ist gehalten, sogleich den Gehorsam aufzusagen.

6. „Wenn in der Veste, in den Schanzen und übrigen von den Truppen der französischen Republik angegriffenen Stellungen bewaffnete Franzosen angetroffen werden, sollen sie als Auswanderer, als Mitschuldige der Orangisten angesehen, und als solche nach den Gesetzen beurtheilt und bestraft werden.

7. „Jedes Mitglied der Landwehr, welches

nicht nach drei wörtlich geschehenen Aufforderungen die Waffen ablegt, wird durch die That selbst als Feind der batavischen Republik erklärt und dem gemäß nach den Gesetzen seines Landes bestraft.

8. „Befehlshaber und Hauptleute der Linientruppen, die nach einer ähnlichen Aufforderung sich weigern würden, die Waffen abzulegen, oder gar das Zeichen geben würden, auf die französischen Truppen zu feuern, sollen als Mitschuldige der Orangisten betrachtet und als solche behandelt werden; im entgegengesetzten Fall aber, wenn sie Blutvergiessen verhindern, sollen sie beibehalten und selbst im Rang befördert werden, je nachdem sie sich im Betragen gezeigt haben.

9. „Jeder, der ertappt werden sollte, wenn er aus den Fenstern auf französische Republikaner schießt, oder auf irgend einen andern Nationalkokarde tragenden Bürger, wird ohne Gnade füsilirt.

10. „Allen und jeden ist ernstlich verboten, in Gebäude und Magazine der Stadt einzubrechen, zu plündern, Feuer in die Häuser zu legen. Wer dabei angetroffen wird, der wird füsilirt.

11. „Es sind hiemit unter den Schutz des französischen und batavischen Edelsinnes (Loyauté) gesetzt die Weiber, Kinder, Greise und Krankhafte, von welcher Nation sie auch sein mögen. Ihre Personen sollen gewissenhaft (religieusement) beachtet werden.

„Dem Bürger Joubert ist befohlen, gegenwärtige Proklamation aller Orten, wo es nöthig sein wird, kund thun und anschlagen zu lassen.

„Im Hauptquartier zu St. Michel den 18. Fructidor Jahr 8 der französischen einen und untheilbaren Republik.

Bresseau.

Durch den Delegirten: Joubert.“

Der Kolonialrath, im Geist des starkmüthigen Gouverneurs, achtete es der eigenen Ehre zuwider, mit einem Manne, der die Gesetze der Ehre und des Völkerrechts mit Füßen trat, irgend Geschäftsverkehr einzugehen. Als daher keine Antwort erfolgte, begann Bresseau das Feuer.

Die Noth, welche sein Geschütz verursachte, war unbedeutend gegen die des bevorstehenden Hungers. Man hatte kaum noch für zwei Tage Brod. Ein Glück, daß die Nereide das Meer von den guadeloupesischen Kapern gesäubert hatte. Wenigstens beruhigte sich Jeder mit Hoffnungen und hielt den Kampf muthig aus. Man betrog sich auch nicht. Es liefen bald drei amerikanische Fahrzeuge, befrachtet mit Mehl und andern Lebensmitteln, in den Hafen ein; dazu kamen dann noch zwei ähnlich-beladene aus Caraccasbai. Am 13. Sept. Abends 8 Uhr endlich fiel auch nach achtzehn Monaten wieder der erste Regen. Das belebte alles Volk der Kolonie. Man ging den Rotten Bres-

seau's neugestärkt entgegen. Diese, die nun Alles daransetzten, den ehrlosen Krieg glücklich durchzuführen, um mit der Schande, die an den Ursachen klebte, nicht noch die Schmach schlechten Ausganges zu behalten — denn wie viele Verbrechen lassen sich nicht zuletzt durchs Glück adeln! — machten die äussersten Anstrengungen. Sie umgingen den Binnensee. Sie kamen in drei Kolonnen, die Stadt auf der Seite vom Fort Republik und Pieter May anzugreifen. Der Gouverneur aber, ihre Bewegungen unaufhörlich verfolgend, trat ihnen aller Orten in den Weg. Er hatte auf den Abhang der Höhen von Scharlo und Altona starke Vorhut geworfen, und in so vortheilhafter Stellung, daß die Franzosen nicht anzugreifen wagten. Sie mußten in ihr altes Lager zurückkehren.

Endlich, am 20. Herbstmonat war es, erschienen noch zwei amerikanische Fregatten, der Marymac und der Potapsco. Sie fuhren in den Hafen ein. Letzterer brachte wesentliche Hilfe, sowohl an Flinten, die er dem Gouverneur lieh, als dadurch, daß er achtzig Mann zur Unterstützung sandte. Die Freude der Stadt war groß; die Rettung der Kolonie von den Räuberbanden Bresseau's und den drohenden Gräueln der Neger schon so gut als entschieden.

Wirklich drang panisches Schrecken in die

Guadeloupesen. Sie mußten besorgen, daß ihre Fahrzeuge von den Fregatten zerstört oder aufgefangen, und ihnen wohl gar die Entführung der Beute oder eigene Flucht unmöglich werde. Eilfertig und still schiffte sich daher Bresseau mit dem größten Theil seines Volks und Raubes in der Nacht vom 22. zum 23. Herbstmonat zu St. Michel ein, und da die dreizehn Fahrzeuge nicht Raum genug boten, alle Mannschaft zu fassen, ließ er einen Theil derselben, die er auf Vorposten gestellt hatte, im Stich. So groß war Verwirrung und Angst unter den Leuten, die, Einer über den Andern, zu den Fahrzeugen drängten, daß sie unter einander schlugen und rauften, die ersten auf den Schiffen zu sein. Zu Piscaderos, wohin sie auch ein paar Fahrzeuge zur Fortbringung der Beute geschickt hatten, schossen sogar die hintersten ihrer Soldaten selber auf die davoneilenden vordern. Ein Theil der Zurückgebliebenen suchte sich auf Canots, die sie am Ufer fanden, nach Coro zu den Küsten des festen Landes zu retten. Einige gingen in den Wellen des Meeres unter, andere ergaben sich kriegsgefangen.

So endete das ruchlose Beginnen der Franzosen von Guadeloupe. Am 12. Weinmonat kamen die britische Fregatte Meleager und die Korvetten Nimrod und la Legere an, welche achtzig Seesoldaten mit ihren Offizieren brachten. Nach

und nach trafen auch die Fregatten Decade, Diana und Crescent ein, und am 17. ward die Kolonie, laut Uebereinkunft mit dem Kapitän Watkins, förmlich übergeben, die batavische Flagge abgenommen, die britische aufgepflanzt. Wenige Tage später erschien der Vizeadmiral Lord Hug Seymour auf der Fregatte Amphion. Die englische Besatzung von Curassao vervollständigte sich, und bestand zuletzt in Allem aus hundert und fünfzig Mann.

Jetzt erfuhr man erst zu Curassao mit größerer Bestimmtheit, daß Bresseau's Vorgeben, man rüste auf Jamaika eine Unternehmung gegen diese batavische Insel, durchaus Lüge gewesen sei. Denn der Gouverneur von Jamaika hatte sogar Linientruppen zur Besitznahme von Curassao verweigert, nachdem ihm Admiral Seymour die Kapitulation der Insel mitgetheilt hatte. Seymour hatte sich daher genöthigt gesehen, Seesoldaten dazu anzuwenden, je nachdem von den Schiffen und Fregatten seines Geschwaders in Jamaika nach und nach einliefen, so daß der letzte Transport der Besatzung erst drittehalb Monate nach geschlossener Kapitulation, und vier Monate später, als die Erscheinung Bresseau's, eintraf.

8.

Beschluß der Geschichte.

In Europa erfuhr die batavische Regierung am 8. Weinmonat (1800) aus einem (unterm 31. Juli) von Curassao geschriebenen Partikularbriefe die Landung der bewaffneten Franzosen von Guadeloupe, und deren Absicht, sich ihrer zu bemächtigen. *) Sogleich ward dem Vizeadmiral de Winter nach Paris, wo er in Abwesenheit des Botschafters Schimmelpennink dessen Geschäfte versah, Auftrag gegeben, mit den ernsthaftesten Gegenvorstellungen bei der französischen Regierung einzukommen: Frevel, wie diese, könnten nur dienen, die befestigte Ordnung in den Kolonien umzustürzen, den Untergang alles Handelsverkehrs zu verursachen, und die Achtung der batavischen Regierung in Westindien zu vernichten.

Admiral de Winter erfüllte seine Pflicht. Wie wenig die französische Regierung von Bresseau's Unternehmen wußte, und wie wenig sie dasselbe billigen konnte, erhellet aus der Antwort,

*) Der vom Rath zu Curassao nach Holland geschickte amtliche Bericht ist erst unterm 10. Weinmonat 1800 gegeben worden, unterzeichnet J. R. Lauffer, C. A. van Ek, G. Duykink, Jakob Steeling, Cornelis Berch, A. de Veer und A. A. Beutner.

welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ch. Maur. Talleyrand (26. Vendemiaire Jahr 9 der Republik) ertheilte. „Seit dem 19. dieses Monats“, schrieb Talleyrand unter anderm, „habe ich mittelbar die erste Nachricht von diesem seltsamen Ereigniß erhalten; man fügte sogar hinzu, die französischen Agenten hätten sich der Insel bemächtigt. Ob ich gleich Bedenken trug, solchem Gerücht zu glauben, schrieb ich doch sogleich dem Bürger Semonville. Die beigebogene Abschrift meines Briefs an diesen wird Ihrer Regierung keinen Zweifel über das Benehmen der französischen Regierung in einer Sache lassen, deren ganze Wichtigkeit sie fühlt. Wenn durch die mannhafte Aufführung des batavischen Gouverneurs auch der verbrecherische Anschlag gegen Curassao ohne Frucht geblieben, ist die That nichts desto minder zu rügen, und ich werde durch einen Bericht an den ersten Konsul strenge Untersuchung dieses Vorfalls und Bestrafung der Schuldigen verlangen.“

Inzwischen verzog sich diese Untersuchung lange. Die Briten blieben indessen Herren der Kolonie. Sie hielten jedoch hier nur Besatzung, und mischten sich keineswegs in die Administration. Gouverneur Lauffer behielt den Zivil- und batavischen Militär-Oberbefehl. Nach dem Frieden von Amiens zog die englische Besatzung ab. — Erst im Früh-

jahr 1804 kam der französische Kommissär Duny nach Curassao, und sammelte über das Vergangene die Thatsachen. Gouverneur Lauffer wurde nach Europa geschickt, um sich zu rechtfertigen. Er ward im Haag vor ein Kriegsgericht gestellt, das aus zwei Admiralen, zwei Generalen, zwei Obersten und drei Rechtsgelehrten zusammengesetzt war. Das Kriegsgericht sprach ihn (den 25. Winterm. 1805) aufs Ehrenvollste von jedem Vorwurfe frei. Da in seiner Abwesenheit ein anderer Gouverneur auf Curassao ernannt worden war, bot man ihm eine Pension an. Er schlug sie aus, weil er, der aus seinem eigenen Vermögen zur Vertheidigung der Insel 150,000 Gulden aufgeopfert hatte, bei dem, was ihm noch blieb, ihrer nicht bedürftig war.

Die konsularischen Agenten Frankreichs zu Guadeloupe hingegen wurden durch Entsetzung von ihren Stellen bestraft. Mehr geschah nicht, wie dringend auch der batavische Botschafter Schimmelpennink in seiner Note (vom 9. März Jahr 7 der batav. Republik) an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf die schwerste Genugthuung angetragen hatte. „Nein," schrieb er, „ich fordere nicht mehr Zurückstellung einer durch diese Verrätherei verlornen Kolonie, sondern im Namen der furchtbar verletzten öffentlichen Treue, im Namen der grausam mißbrauchten Gastfreundschaft, im Namen selbst der schändlich aufs Spiel

gesetzten Ehre Frankreichs fordere ich, daß die feierlichste Rache das Haupt der Schuldigen treffe, die sich mit einem Verbrechen besudelten, dergleichen die Geschichte gesitteter Nationen kein ähnliches kennt. — Nur ein großes Beispiel der Nationalstrenge kann die Menschheit wegen so ungeheurer Schmach rächen. Und diese Strenge begehrt meine Regierung, verlangt die Ehre des französischen Namens, und fordern unsere Staatsverträge.“ — Wie gesagt, die Agenten wurden mit Absetzung bestraft; man sagt aber, sie seien nachher anderswo wieder angestellt worden.

Ueber
Adolph Heinrich Friedrich v. Schlichtegroll.

Geboren den 8. Dezember 1765, gestorben den 4 Dezember 1822.

Wenn die Namen guter und weiser Menschen auch keine Thaten und Werke an die späteste Nachwelt übergeben — und wie wenig liegt den Guten und Weisen selbst daran! — so soll doch die Erinnerung ihrer stillen Tugenden nicht bei den Zeitgenossen mit dem Augenblicke enden, da die Herrlichen aus ihrer Mitte verschwanden. Eine solche Erinnerung gibt uns den edeln Stolz zurück, Wesen göttlichen Geschlechts zu sein, einen Stolz, welchem wir uns nur zu oft durch den Anblick des Entarteten und Schlechten weit umher entrissen fühlen. Und ich glaube, der Edeln, ich möchte sagen, der Heiligen würden mehr unter uns wandeln, sähen wir durch den Griffel geistreicher Schriftsteller die wahrhaften Zierden der Mensch-

heit öfter, als den blutigen Glanz von Völkerwürgern, von Unterdrückern des Lichts und Rechts und andern Unheilbringern dargestellt.

Auch Schlichtegroll, der Gute und Weise, verdient und erwartet einen Schilderer seines schönen Daseins und bescheidenen Wirkens. Selbst wenn sein öffentliches Leben als Lehrer, als Schriftsteller, als Generalsekretär der Münchener Akademie minder anziehend wäre, würde die Darstellung seines innern Lebens, seiner Weltansicht, seines vielseitigen Beförderns jedes Nützlichen und Guten in den verschiedensten Gegenden, in den mannigfaltigsten Beziehungen, nicht nur die Aufmerksamkeit fesseln, sondern den Geist belehren und das Gemüth erheben. Denn Schlichtegroll war keiner der gewöhnlichen Sterblichen, die, oft Schein und Wesen der Dinge verwechselnd, ihr ganzes Sein kleinlichen Leidenschaften und Wünschen zur Beute geben, und unter der Macht vorgefaßter Meinungen ihre geistige Entfaltung hemmen. Immerdar sich in seltener Klarheit dessen bewußt, was er sollte und darum wollte, trachtete er in seinen Berufskreisen, nach Maas ihm gegebener Kräfte, das Höchste zu leisten. Doch höher, als das Höchste im Irdischen, blieb ihm jederzeit das Reinmenschliche, das Ewige, das Göttliche. Seine Religion war die Liebe, seine Familie die Menschheit, sein Vaterhaus das Weltall.

Daher wird von ihm, in der Denkrede *) des edelsinnigen Kajetan von Weiller, mit Recht gesagt: „Gerade solcher Männer, wie Schlichtegroll war, bedürfen wir jetzt vorzüglich. Denn was ist unserer mit sich selbst entzweiten Zeit nothwendiger, als Versöhnung? was der in sich selbst irre gewordenen nothwendiger, als Klarheit? was der sich selbst so oft ungetreuen, und mit ihren Augenblicken leichtsinnig auch den Inhalt derselben wechselnden, nothwendiger, als Aufmunterung zur Selbstgleichheit, zum Beharren auf dem Ewigen auch im Sturme des Zeitlichen?.— Und eben diese Vorzüge waren Schlichtegrolls Vorzüge. Sein ganzes Wesen war versöhnender Natur. Er ließ durchaus keinen Haß an sich kommen. Der Friede, den er in sich trug, sollte, so viel an ihm lag, auch um ihn herum werden. Und so wie sein mildes Gemüth in alle seine Umgebungen Beruhigung brachte, so sein klarer Geist Licht und tiefere Besinnung. Wie jenes allenthalben das Mildere auch aus rauhen Formen herausfühlte, so sah dieser überall das Wahre auch aus irrigen Gestaltungen heraus. — Neben einem so reinen Ge-

*) Zum Andenken von Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll u. s. w., vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Kajetan von Weiller. München 1823.

müthe und Geiste konnte nur ein reiner Wille wohnen. Das Leben muß sich in einer so schnöden und heitern Atmosphäre kräftig bewegen, und diese Kräftigkeit muß gerade die eigentliche und wesentliche sein, nicht lärmend und gewaltthätig, sondern geräuschlos, aber eben darum unverrückbarer. Darum hielt Schlichtegrolls Seele das einmal ergriffene Wahre und Gute zwar nur still fest, aber unentreißbar, es gegen jeden feindlichen Versuch bewahrend."

Das Bild hier, welches Weiller von seinem Freunde entwarf, verdiente ausgehoben zu werden. Es ist voll sprechender Wahrheit. Schlichtegroll schien sich, als Lebensweiser, zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, das zu sein, woran ihn sein Name täglich erinnerte. Sein ganzes Aeussere entsprach dem, was in ihm wohnte. Von etwas weniger als mittlerer Größe, kräftigen und doch zarten Baues, in seiner Kleidung einfach, aber voller Sorgfalt und Wahl, verrieth seine ganze Haltung eine liebenswürdige Bescheidenheit ohne furchtsame Schwäche, jedes Wort seiner weichen und angenehmen Stimme das unvertilgbare Wohlwollen des Gemüths, und im Feuer seiner schwarzen Augen brannte die Liebe und stille Seligkeit, deren sein Herz voll war. Er aber selber sagte von sich: „Meine Seele, hoffe ich, ist schöner und edler als mein Gesicht, das

herzlich gemein ausgefallen ist, was mich besonders deshalb verdrießt, weil mein Vater und meine Mutter geistreichere Züge hatten, und weil ein Mensch, der seine Jugend in Griechenland zugebracht hat, den Wunsch hegt, jede schöne Seele möchte auch in einem schönen Körper hausen."

Das geräuschlose und doch große Leben eines solchen Mannes zu beschreiben, kann nur das Unternehmen eines geistvollen Seelenmalers sein, der zugleich im Kreise seiner Vertrautesten stand; etwa eines Mannes, wie der vielverehrte Jakobs in Gotha, welcher nicht nur Schlichtegrolls Jugendfreund war, sondern auch, wie ich weiß, ihm bis zum letzten Tage der Geliebteste unter allen Freunden geblieben ist, und von dem, als derselbe München im Jahre 1811 verließ, Schlichtegroll Allen klagte: „Der Unersetzliche geht mir täglich ab, als Freund, als Akademiker, als Gehilfe an Baierns Fortbildung!"

Doch selbst auch er, oder jeder andere ihm Gleiche, würde nicht fähig sein, Streben und Wirken Schlichtegrolls nach so mannigfaltigen Richtungen darzustellen, die nur Wenigen, vielleicht nicht Einem alle, bekannt geworden sind, wenn nicht Jeder, der es vermag, sein Schärflein dazu böte. Und ich biete hier das meinige, wie gering es an sich auch sein möge; aber ich

glaube es den Zeitgenossen und den Manen des gedächtnißwürdigen Mannes schuldig zu sein.

Die Züge, welche ich zur Geschichte seines Lebens ausheben will, sind größtentheils einem freundschaftlichen zwölfjährigen Briefwechsel mit ihm, oder seinen Mittheilungen im persönlichen Umgange entnommen.

Schlichtegroll, der Sohn tugendhafter und geachteter Aeltern (sein Vater starb als Lehensekretär und Hofrath in Gotha), ward im gothaischen Städtchen Waltershausen geboren, oder, wie er selbst gern sagte, „unter den Tannen des Thüringer Waldes", wenn er sich und die Seinigen im Scherze gegen den Vorwurf vertheidigen wollte, als könne in Residenzen die Liebe zur Einfalt und Natur nicht bestehen. Gern, und nie ohne wehmüthige Heiterkeit, dachte er an die Tage seines Kinderlebens heim. Seine ehrwürdigen Aeltern, seine verstorbenen Geliebten blieben gleichsam die Heiligen seines Innern, die sich nie von ihm trennten. Als er vom Tode seines Sohnes Paul Emil einst sprach, des Pathen von Jean Paul, sagte er: „Der Engel ging voran. Inzwischen sind ihm auch seine Großältern nachgereiset, und da warten sie nun auf mich, kommen aber oft des Nachts zu mir. Ich hatte einen gar wackern Vater, der als fünfund-

siebenzigjähriger Greis heiter, und mich und meine Frau und Kinder herzlich liebend, von mir schied. Von ihm träume ich sehr oft, und es thut mir ordentlich leid, wenn es eine Zeit lang nicht geschieht."

Ihm ward eine einfache, stille, fromme Erziehung. Die Liebe zur wissenschaftlichen Aufhellung des Geistes erwachte früh in ihm und ward mit Sorgfalt gehegt. Vor allem die Klassiker des Alterthums ergriffen ihn tief, und seine Lehrer, besonders der Rektor des gothaischen Gymnasiums Andreas Stroth, erkannten bald die vorzüglichen Geistesgaben, mit denen ihn die Natur freundlich ausgestattet hatte. Wie die Lehrer ihm als Wesen höherer Art erschienen, deren Leitung er sich ehrfurchtsvoll hingab, so neigten sie sich hinwieder zu ihm mit wahrhaft älterlicher Zärtlichkeit hin.

Doch wer kennt von daher noch des Knaben zartes Herz, und wie sich das Innere seines reichen Gemüthes allmälig mit ungestillter Sehnsucht allem Schönen und Guten im Verborgenen erschloß? Wie er damals ahnete, träumte und liebte, offenbart sich vielleicht am hellsten in der Erinnerung, die er aus jener Zeit, als er das Klavierspielen lernte, an ein Lied behielt. Er sang dies, als Knabe, immer mit besonderer Theilnahme und

einem ganz eigenthümlichen Gefühle liebenden Schmerzes, in welchem er noch die Worte desselben in späterm Alter, wenn seinem besten Wollen nur Widerwärtigkeit entgegentrat, auf sich selber anwandte:

Er kam zu den Menschen so willig und gut,
Er trug in den Adern so glühendes Blut,
Er stand aber traurig, verkannt und allein,
In Wüsten des Lebens alleine, allein.

Wie Schlichtegroll, als neunzehnjähriger Jüngling, erst die Hochschule von Jena, dann die zu Göttingen besuchte, hier Gottesgelahrtheit und Alterthumskunde trieb, in welchem letztern, seinem Lieblingsfache, er, unter den Augen seines großen Lehrers Heyne, eine Abhandlung über den Schild des Herkules erscheinen ließ; wie er darauf vierzehn Jahre lang als Professor am Gymnasium zu Gotha nützlich wirkte, zugleich Bibliothekar und Konservator des herzoglichen Münzkabinets ward, mit den berühmtesten Münzkundigen seiner Zeit in wissenschaftlichen Verkehr trat, Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich zur Erweiterung seiner Kenntnisse that; durch seine Nekrologen als Schriftsteller die Achtung der Deutschen erwarb, — dies hat Weiller in seiner Denkschrift erzählt.

Im Mai des Jahres 1807 begab er sich nach München, wo er den Ruf als Generalsekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften angenommen hatte, in welcher Eigenschaft er späterhin, nach dem Tode des Präsidenten Heinrich Jakobi, die Leitung des Ganzen übernahm.

Es hatte Maximilian Joseph, König von Baiern, inmitten langer, die Hälfte des Welttheils zerstörender Kriege angefangen, sein Reich neu und den Bedürfnissen des Jahrhunderts gemäß umzustalten. Bessere Pflege der Wissenschaften und Künste, ohne die kein Reich blühend, kein Fürst groß werden kann, war eine der ersten königlichen Sorgen geworden. Maximilian Joseph gab der alten baierischen Akademie eine edlere Gestalt, und machte sie zu einem Verein der reichsten Stiftungen und Schätze für Wissenschaft und Kunst, so wie der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Staates und der Fremde. Hier nun lebte Schlichtegroll in höhern und ausgedehntern Wirkungskreisen, und selig im Anblicke der zahlreichen, frisch aufblühenden Schöpfungen, an denen er selbst so großen Theil hatte. Unter Millionen Unterthanen hatte der König keinen, der ihn noch dankbarer und inbrünstiger liebte, als Schlichtegroll; keinen, der seine Tage, seine Nächte noch freudiger für die edeln Absichten des Monarchen hinopferte, als ihn. Welche Thätigkeit, welche

Fülle glänzender Hoffnungen, zumal in der ersten Zeit! Aber viele der Erwartungen endeten allmälig wie schöne Täuschungen: Schlichtegrolls rastloses Ringen zum Bessern endete erst mit den letzten Hauchen seines Lebens.

Sei es, daß niedrige und widrige Eifersucht einzelner Gelehrten in Baiern durch die Gunst aufgereizt wurde, die den berufenen Ausländern zu Theil geworden war; sei es, daß einzelne von diesen durch Aeusserungen eines unbedachtsamen Selbstgefühls oder Uebermuthes den reizbaren Nationalstolz der Baiern verwundet hatten: ein Groll mehrerer inländischen Gelehrten gegen die angestellten Nichtbaiern, besonders gegen Mitglieder der Akademie, ward in Kurzem laut und äusserte sich häufig selbst auf unwürdige Weise. Man kennt noch den thörichten Streit über den Vorzug der Norddeutschen und Süddeutschen, welcher in den Jahren 1809 und 1810 eine Zeit lang in öffentlichen Blättern und Flugschriften, zum Aergerniß oder Gelächter der Leselustigen, geführt worden ist.

Auch Schlichtegroll, bei aller seiner Unschuld und Friedensliebe, sah sich in diesen Handel gewaltsam hineingezogen, weil er in Norddeutschland geboren und dazu ein Protestant war. Nichts ward gespart, die protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Baiern verdächtig oder

lächerlich zu machen. Ein Pasquill gegen sie bot man in Landshut und München herum. In auswärtige Zeitungen schickte man falsche Anzeigen, falsche Briefe.

In einer Mannheimer französischen Zeitung stand eine Nachricht mit Jakobi's Namensunterschrift, welche nachher der betrogene Herausgeber widerrufen mußte. Dem Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ward ein Aufsatz mit unterzeichnetem Namen Reimann eingeschickt, und mit Bemerkung: „er enthalte eine Schilderung der Geburtstagsfeier des hier in München allgemein geliebten Präsidenten Jakobi, und die Aufnahme desselben werde Jakobi freuen.“ Es war darin erzählt, am 25. Januar hätte ein Zirkel der Freunde Jakobi's, Feuerbach, Jakobs, Schlichtegroll u. s. w., den Geburtstag desselben durch eine geistreiche Verkleidung gefeiert; sie wären mit ihren Frauen als altdeutsche Männer und Frauen gekommen, und hätten ihn als Verfechter der Altdeutschheit gekrönt. Herr Mahlmann aber, Herausgeber jenes Blattes, sandte den verdächtigen Aufsatz an Jakobi, ohne ihn aufzunehmen. — Das Wahre an der Sache ist, daß an jenem Abend einige Freunde nach Münchener Karnevalsweise zu Jakobi kamen, und in Knittelversen eine komische Berathschlagung hielten, wie Jakobi's Geburtstag am besten von

ihnen zu feiern sei. Jakobs, als Grammatiker, schlug vor, eine Deklination nach seinem Namen zu nennen; Thiersch, als Aesthetiker, die philosophischen Schriften Jakobi's in Sonnette und Assonanzen zu übersetzen; Hamberger, als Bibliothekar, ihm alle Schriften, die je ein Jakobi geschrieben, zuzuschicken; der Präses, ein Pasquillchen auf ihn zu machen, weil das die neueste Art sei, rechtliche Leute zu loben, u. s. w.

Weil zu jener Zeit Napoleons Heere noch Deutschland besetzt hielten, und bekannt war, mit wie furchtbarem Argwohn dessen Feldherren alle Personen und besonders die Schriftsteller beobachteten, welche gegen die Sicherheit des französischen Kriegsvolkes zu Meuterei und Aufstand lokken möchten, erblödete man sich selbst nicht, die Protestanten und Norddeutschen jenen Machthabern zu verdächtigen. So wurde denn in einer damals herausgekommenen Schrift sogar aus Schlichtegrolls Nekrolog eine an sich unschuldige Stelle von Danzens Leben herausgehoben (das ihm übrigens, so wie es da stand, von Stuttgart im Jahr 1805 vor Ausbruch des damaligen Krieges zugeschickt gewesen war), und derselben Absicht beschuldigt, welche die durch Palms Unglück berühmt gewordene Schrift „Deutschlands tiefste Erniedrigung" gehabt haben soll. Eben so wurde noch eine andere Stelle aus Hippels Tagebuch

hervorgezogen, die dort zur Bezeichnung der Denkungsart dieses Mannes stand.

Im Bewußtsein der Rechtlichkeit seiner Denkart, der Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen, verabscheute Schlichtegroll das Boshafte in den Umtrieben von seinen und seiner Freunde Gegnern; aber er war zu sittlich-groß, um sie persönlich zu hassen, oder gar Verfolgung mit Verfolgung zu vergelten. Ja, als wollte er seiner eigenen Empfindlichkeit wider sie den Krieg machen, hob er in mehrern Briefen an verschiedene Männer das Treffliche und Gute derer hervor, die er für Gegner hielt; nannte sie lieber „schlechten Scherz Treibende, Leichtsinnige, die vielleicht den ganzen Umfang der Thorheit und die Folgen der Händel, die sie anrichteten, sich nie klar gedacht haben.“ „Und“, sagte er, „Jean Paul nannte vor mehrern Jahren einmal, im Gespräch mit mir, die Baiern die Engländer der Deutschen. Nun, nachdem ich unter ihnen lebe, denke ich oft an diesen Ausdruck. Sie haben offenbar mehr Whims (Sonderlingsgrillen), als andere deutsche Völkerschaften.“

Er, der weniger reizbar gegen persönliche Beleidigungen, als Jakobi war, nur auf das Bestehen und Gedeihen der königlichen Akademie sah, der er seine ganze Thätigkeit, sein Tichten und Trachten hinopferte, fürchtete fast eben so

sehr, daß einer von den Gegnern Jakobi's, als Jakobi selbst, die schöne Anstalt verlassen werde. Er stimmte also immerdar zu gütlicher Ausgleichung, obgleich der Handel schon vor Stadtgericht und Appellationsgericht gebracht war.

Der väterliche Monarch schlug endlich die ganze Sache durch einen Erlaß vom 26 Juli 1810 nieder, mit den Worten: „Wir erwiedern Unserm Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, dem geheimen Rath Jakobi, auf die von ihm in seinem und fünf Anderer Namen unter dem 14 Juli erneuerte Beschwerde, wegen der durch sie in einer frühern Vorstellung vom 12 Februar d. J. zu Unserer Kenntniß gebrachten, in einigen neuern Druckschriften enthaltenen Beschuldigungen, daß Wir ganz unnöthig erachten, die hierüber von ihnen gebetene Untersuchung zu verfügen, indem Wir niemals Ursach gefunden haben, in die Rechtlichkeit ihrer Gesinnungen und ihre treue Anhänglichkeit an Uns und den Staat den geringsten Zweifel zu setzen. Wir eröffnen gedachtem Präsidenten dieses zu seiner und seiner Mitkläger Beruhigung, und ertheilen ihnen hiermit zugleich die Versicherung Unsers fortdauernden Wohlwollens und Vertrauens, in der Ueberzeugung, daß sie nicht ablassen werden, sich fernere besondere Ansprüche hierauf in dem ihnen angewiesenen

Wirkungskreise durch angestrengte zweckmäßige Thätigkeit zu erwerben, u. s. w."

Indessen verstimmte doch das leidenschaftliche Treiben von allen Seiten oftmals den heitern und wohlwollenden Sinn Schlichtegrolls. „Mein friedliches Gemüth", schrieb er damals, „ist für dergleichen Händel, in denen ich jetzt leben muß, nicht gemacht. Ich sehne mich weg aus dieser heillosen Lage, und hätte ich nicht Gatten- und Vaterpflichten, so ergriffe ich noch heut den Wanderstab und zöge wieder zu Menschen, die mich verstehen und lieben." — „Ich lebe", schrieb er ein anderes Mal, „dieser sich allmälig bauenden Anstalt mit Bräutigamsliebe, aber von aussen durch Mitfreude und Erleichterung nicht die geringste Ermunterung, sondern das Gegentheil. Das fällt mir manche Stunde hart, dazu, da ich eine unabhängige angenehme Lage aufgeopfert habe. — Daß es nicht umsonst ist, was ich hier thue, weiß ich. Diese Ueberzeugung gibt mir Muth zum Fortwirken. Aber der Dornen sind viele auf meinem Wege." — So aber schrieb er auch nur in der trübsten Laune, wo er selber nicht fühlte, wie innig verflochten sein ganzes Wesen mit dem aufblühenden Leben der Akademie, dieser glänzendsten der Maximilianischen Schöpfungen, war. Aber sein Freund Jakobs verließ München, des Ungemachs müde.

Eine erfreuliche Entschädigung für alle jene gehässigen Plagereien fand Schlichtegroll zum Glück darin, daß eben damals die reiche und berühmte Sammlung Cousinery's von neuntausend griechischen Münzen nach München gebracht worden. Hier, im Anblick des seltenen Kunstschatzes, fühlte er sich nun wieder von allem Reize eines seiner Lieblingsfächer angezogen. Schon über zehn Jahre lang hatte er um den Ankauf der Sammlung mit deren Eigenthümer unterhandelt; erst für den Herzog Ernst von Gotha, dann für dessen Nachfolger. Und nun endlich war es ihm gelungen, sie für sein neues Vaterland zu erwerben, als eine wichtige und in ihrer Art einzige Vermehrung der literarischen Schätze der Akademie.

Cousinery hielt ehemals diese Sammlung in einem Preise von 200,000 Franken. Der Herzog von Gotha war auch nicht ungeneigt gewesen, eine ähnliche Summe dafür zu geben; aber die Sammlung stand damals in Smyrna, und war nicht herauszubringen, weil sie dort verpfändet war. Jetzt hatte sie Schlichtegroll für 136,000 Franken erhandelt, nachdem der französische Minister Montalivet dem Eigenthümer Erlaubniß gegeben, sie auswärts zu verkaufen.

Doch fehlte es auch ferner nicht an Vielem, was sein Glück verminderte. Es kam Schellings und Jakobi's Streit; es kam manch an-

deres ihm Hartes. Denn seiner Freunde Leben und Loos war immer das seinige; er lebte und litt mit ihnen. „Unter was für Geier und Raben“, schrieb er damals (15. Dez. 1812), „ist meine Taubennatur gerathen, und wie unbeholfen mag sie sich da ausnehmen! Ich mache mich so stark ich kann, und Alles wird gut gehen, wenn meine Gesundheit aushält. Ich leide jetzt an Schlaflosigkeit; oft schlafe ich nur drei Stunden in der Nacht; sonst geht es gut.“

„Du nimmst mich, wie das guten Menschen mit einander wohl begegnet, für besser, als ich bin; indeß triffst du doch den Nagel auf den Kopf, wenn du mir das Zurückziehen in mich selbst anräthst. Ich werde zu vollbringen suchen, was man fordert, aber mit größerer Oekonomie von Zeit und Kraft. Gerade das Uebermaas meines freundlichen Strebens machte mir seither am meisten Verdruß. Es ist den Staatsleuten so unbegreiflich, wenn man für irgend eine herrliche Sache in Flammen ist, daß sie dann irgend eine niedere Absicht dahinter suchen. — „Denn“, heißt es, „warum sollte er sich sonst die Mühe geben?“ — Ich habe die großen Worte Lucans, die Joh. Müller bei Gelegenheit des Todes des jüngern Cato angeführt, zum Motto meines neu angetretenen Lebensjahres genommen: Servare modum finemque tenere, naturamque sequi, patriaeque im-

pendere vitam. Non sibi sed toti genitum se credere mundo, in commune bonus.“

Weitaus der Großtheil der Menschen, in welchem sich die natürliche Selbstliebe gern bis zur allesverschlingenden Selbstsucht mißgestaltet findet, und welcher eine Gottheit, eine Menschheit, ein Vaterland nirgends ausser dem Kreise seines persönlichen Ichs erblickt, bedarf des Lucanischen Zurufs. Aber Schlichtegroll bildete in seiner Natur den seltenen, vollen Gegensatz zu den meisten Uebrigen in fast unglaublichem Grade. Nichts war er sich selber, Alles den Andern. Er kannte keinen Genuß der Freude, als im Wahrnehmen fremder Seligkeit und des Guten, Wahren, Gerechten und Schönen, welches sich um ihn her entwickelte. Selbst die Freuden, welche man ihm persönlich bereitete, sei es im Familien- oder Freundschaftskreise, oder durch öffentliche Anerkennung seines Werthes, hatten nur dadurch für ihn Reiz, daß er in denselben den tugendlichen, schönen Sinn Anderer erkannte; für sich selber schien er nichts gewinnen zu können. Sein reines, sich keiner Schuld bewußtes Herz hätte vielleicht nie den Schmerz gekannt; aber die Leiden der Welt, die Verirrungen der Menschheit, die Unfälle seiner Freunde und Bekannten, das waren seine Schmerzen, und die Bedürfnisse Anderer wurden seine Bedürfnisse, bis sie ihnen gestillt waren.

Diese Art seines Seins trat aus Allem und in den geringsten Einzelnheiten hervor. Er war der Gehilfe und Diener Aller. Damit zersplitterte er Zeit und Kraft. Vergebens sehnte er sich, auch als Schriftsteller noch der Welt eine Arbeit seines Geistes von bleibendem Werth zu hinterlassen. Die Sorgen für das Oekonomische der Akademie, für zahllose Details, die den Gelehrten ganz seiner eigenthümlichen Sphäre entrissen, die Besuche der Fremden, denen er meistens selber die Schätze der königlichen Sammlungen zeigte, amtlicher und ausgebreiteter literarischer Briefwechsel, alles für das Institut, welches er heben wollte, das Kommen und Gehen der Befehlenden, der Gehorchenden, der um Rath Fragenden, führte ein stetes, stündliches, ja minutliches Unterbrechen seiner Arbeit herbei. Er mußte die Abende, tief in die Nacht, zu Hilfe nehmen, und litt Zeitmangel und sah nichts vorwärts schreiten. „Ich verliere hier", schrieb er, „die kostbaren Tage und Jahre mit Ausgleichen, Aussöhnen, Verhehlen der Mängel, damit nur nicht das Ganze zerfalle, mit Anstreben gegen wilde Leidenschaftlichkeit. Ich weiß Alles, was geschehen müßte, um Leben und That in unsern Kreis zu bringen, und kann es doch nicht schaffen und kann doch die Hindernisse nicht wegräumen. Das ist peinlich! Doch ist ja der Mensch

das Kind der Sorge, wie die schöne Paramythie von Herder sagt."

So klagte er am Ende des Jahrs 1812; so wiederholte er's am Ende des folgenden. „Was ich thue? Ich flicke an unserer Akademie unter täglichen Störungen, Streiten, Verleumdetwerden, ungehörten Vorschlägen; — ich bin in einen Zauberkreis gebannt, mühe mich ab, nütze wenig, habe meines Treibens keinen Lohn; und doch auch zwischendurch wieder so viel Anerkennung und Wirkung, daß ich aus dem Kreise nicht heraus kann. Meine Tage vergehen wie ein leeres Geschwätz."

Unfälle, die ihn persönlich berühren mochten, betrübten ihn wenig, nur leicht vorübergehend, oder gar nicht; Kränkungen verschiedener Art, die ihm absichtlich bereitet wurden, störten seine innere Ruhe nur durch die Trauer über das Leidenschaftliche und Verderbte in der Gemüthsart derer, die ihre Pfeile gegen ihn richteten. „Stelle dir", schrieb er im Jahr 1815, als er abermals, wie in den Jahren 1809 und 1810, von Gegnern ähnlicher Art öffentliche Angriffe dulden mußte, „stelle dir übrigens meinen Unmuth über diese Angriffe doch nicht bitterer vor, als er wirklich ist. Mir thut es weh, daß Männer, die ich geachtet habe, da Unwahres sagen, wo sie offenbar wissen, daß es Unwahres ist. Und weil der Fall mich betrifft, so bin ich sicherer, daß es so ist, und folglich mit

Recht betrübt über diesen Unadel in der menschlichen Natur. Es würde mich aber eben so sehr ärgern, wenn es dich oder einen ganz Dritten beträfe, vorausgesetzt, daß ich so fest von der Grundlosigkeit der verleumdenden Beschuldigung überzeugt wäre, als ich es jetzt bin."

Was einen Mann dieses Geistes und Herzens allein wahrhaft niederschlagen konnte, war das ihn quälende und doch ehrende Gefühl, daß er nicht das sei und leiste, was er sein und was er leisten wollte. Verband sich mit diesem dann noch zufällig ein theilnehmender Kummer am Unglück Anderer, der schmerzliche Verlust eines geliebten Wesens, dann war er in der That ein Gebeugter. „Du hältst mich", sagte er (Februar 1817), „für krank, dadurch, daß ich zu glücklich bin, und verschreibst mir deswegen die bittere Arznei, etwa so wie manchem Engländer, der zu reich und darum lebenssatt und spleenhaft ist, sogleich geholfen wäre, wenn er auf einige Jahre zum Matrosen und Zobelfänger gemacht würde. Aber dieser Vordersatz ist unrichtig, die Diagnose der Krankheit irrig. Ein Mensch ist nicht glücklich, der sich alle Morgen Vorwürfe macht, daß er seinen Beruf nicht ausfüllt, der in stetem Kampfe mit dem Uebermaase seiner Obliegenheit ist und sie nicht bemeistern kann, und der täglich, täglich mit der Zeit bankerot macht. Ginge mir auch

noch mehr äusseres Glück zu, so fehlte mir doch Seelenruhe, die nur dann eintreten wird, wenn ich zufriedener mit mir selbst sein kann. Dazu kann mich weder ein äusseres großes Glück noch großes Unglück machen. Betrübniß wirkt auf Kompositionen, wie die meinige, nur deprimirend. Ich fahre also doch fort zu dem Weltgeiste zu beten, mich nach seiner Weisheit vor großem Unstern zu bewahren und mein redliches Bemühen zu segnen, eine Verschuldung nach der andern tilgen zu können und dadurch größere Zufriedenheit mit mir selbst zu erlangen."

Dieser edle Unfrieden mit sich selber gewinnt aber noch mehr Erhabenheit, wenn man weiß, wie es alle seine Freunde, alle seine Umgebungen wußten, daß er unendlich mehr Ursache hatte, die Schuld des Vergeblichen in so vielen seiner Anstrengungen und Abmühungen auf andere Personen von minder regem Eifer, auf äussere Hemmungen und Hindernisse zu wälzen, deren Hinwegräumer nicht er sein konnte und sein durfte. Aber nicht diese klagte er an. Und so schritt er fort von Jahr zu Jahr, nicht achtend dessen, was er geleistet, sondern nur dessen, was zu leisten war. Die Sehnsucht und Ungeduld, daß sich endlich das Schlechte zum Guten, das Gute zum Bessern gestalte, verzehrte ihn fast.

«Star in letto non dormire,
Aspettare non venire,
Ben servire non gradire,
Son tre cose per far morire.»

„Das ist mein Zustand, der mich lebensmüde macht!“ schrieb er noch im Anfang seines Sterbejahres (5. Februar 1822), als er mit dem Baron von Moll und dem Direktor von Schelling den Reorganisationsentwurf der Akademie schon geraume Zeit vollendet hatte: „Woche für Woche geht in Erwartungen hin, und nichts erfüllt sich. Während dessen zerfällt die Ordnung in unserm kleinen Reich, das aus lauter selbstständigen, zum Theil kecken Bürgern besteht, von denen jedoch keiner das Ganze so übersieht, wie Moll und ich, die wir aus unsern Erfahrungen etwas dauerhaft Gutes bauen wollten. Ein großes Uebel wäre leichter zu ertragen, als dieses Schmachtenlassen, wenn einem ein edles Feuer im Herzen brennt, und das Gute, das so leicht ins Leben gerufen werden könnte, bloß im bemessenen Modell vor einem steht. Könnte ich, wie ich wollte, so käme ich mit meiner Auguste, die fortwährend der Schutzengel meines mühevollen Lebens ist, zu dir und Nanny auf deine Blumhalde. Aber Kummer und Harren hat meine Gesundheit angegriffen. Soll ich noch dauern, so muß ich im Som-

mer dieses Jahres dahin, wo von einer Mineralquelle Herstellung von meinen Beschwerden des Unterleibes, verbunden mit durch Reaktion entstandenem Kopfweh, zu erwarten ist. Es war darauf gerechnet, daß der verbesserte Organismus der Akademie schon im Mai des vorigen Jahres hergestellt und ich dann etwas freier sein würde. Dann wäre ich diesen Sommer längere Zeit losgebunden gewesen und könnte neues Oel in mein Lebenslämpchen giessen. So erstirbt auch diese Hoffnung."

Schlichtegroll schien von der Unheilbarkeit seiner körperlichen Beschwerden (von der sich die Aerzte erst spät überzeugten) früh vergewissert zu sein, und in den Vorgefühlen einer nahen Auflösung zu leben. Aber er lebte mit einer himmlischen Heiterkeit darin. Das Dasein auf Erden hatte für ihn nur als ein Mittel Werth, wie Gott still und wohlthuend um sich her zu wirken. Krankhaftes, thatenloses Hindauern war ihm ein widerlicher Gedanke. Wie dem Johannes Müller, lag auch ihm noch eine Reihe herrlicher Entwürfe vor, deren Ausführung mehr als das längste Lebensalter gefordert haben würde. „In der Mitte des künftigen Monats", schrieb er unterm 21. Juni 1822 — es waren seine letzten Zeilen an mich —, „denke ich nach Kissingen bei Würzburg zu gehen, um den Brunnen zu trinken und zu baden

und einen Versuch zu machen, meine Krämpfe des Unterleibes und des Magens zu stillen. Bleibe ich am Leben, so wird doch endlich auch einmal die Zeit kommen, wo ich für das größere Publikum etwas Größeres arbeiten und niederschreiben kann." —

Sie kam ihm nicht.

Ich habe nicht den Vorsatz, den Geschäftsmann in seiner vielseitigen, rastlosen Wirksamkeit, nicht den Gelehrten, nicht den Schriftsteller zu schildern, sondern nur Beiträge zur Zeichnung vom innern Leben dieses merkwürdigen und hochedeln Mannes zu geben. Darum führte ich jene einzelnen kleinen Bemerkungen und Züge von ihm an. — Doch glaube Niemand, weil hier mehr als ein Seufzer erkannt wird, den er in vertrautester Unterhaltung mit dem Freunde, oft selbst zwischen Scherzen, hinhauchte, daß Schlichtegroll ein freudenleeres Leben geführt habe. Ein Mann so heiligen Sinnes konnte nie wahrhaft unglücklich sein. Er war es auch nie. Die Hochachtung und Liebe guter und weiser Menschen in der Nähe und Ferne erfrischte ihn fortwährend; die Dankbarkeit anderer hielt fortwährend seinen Glauben an die Menschheit aufrecht, der eben in wohlwollenden und zarten Gemüthern, wie das seinige war, endlich wohl nach wiederholten Schlägen bricht. Dazu fand er sich, als glücklicher Hausvater, von einer

der liebenswürdigsten Familien umringt. Eine geistvolle und zärtliche Gattin, eine Tochter, die Erbin seines ganzen Gemüthes, Söhne, welche die heitersten Hoffnungen erweckten oder schon erfüllten, hätten auch den freudenärmsten Mann, der er nie war, freudenreich gemacht. Seine Obern anerkannten unausgesetzt seinen Werth und ehrten ihn. Seines Königs Huld, die ihn erst mit dem Zivilverdienstorden der baierischen Krone, dann mit dem St. Michaelshausorden schmückte, blieb ihm bis zum letzten Tage. Auch sah man ihn immer, unter allen Verhältnissen, in jenem schwer zu störenden Gleichmuth, welcher nur die Eroberung der Weisheit ist; in jener freundlichen Heiterkeit und Ruhe, welche als das äussere Kennzeichen der Tugendhaften gelten kann. „Seine Seele war", wie Weiller treffend von ihm sagt, „in ihrem innern Grunde immer heiter, wenn sich auch mitunter in ihre äussere Wirkungssphäre eine Wolke stellte."

Die ausserordentlichen Ereignisse des Zeitalters, dessen Genosse er war, rührten ihn tief. Wenn ich seine mit den Schicksalen Europens wechselnden Ansichten der Dinge darstelle, liegt mir weniger daran, sie ihrer selbst willen zu geben, als vielmehr auch durch sie sein inneres Wesen und Leben zu zeichnen.

Er aber betrachtete Alles, was geschah, aus einem hohen, religiösen Standpunkte. Der Drang des betäubenden Augenblicks, das Zunahestehen riesenhafter Erscheinungen, das mangelhafte Erkennen zusammenwirkender Umstände konnte wohl vorübergehend sein Urtheil verführen, nie sein Herz. Er sah im Spiele der Könige und Völker immerdar die Thaten Gottes. Und zürnte er dem, was ihm im Treiben der Sterblichen sittlich-böse oder unverständig erschien, und beklagte er das Unglück, welches leidenschaftvolle Staatsklugheit über große Länder und Völker verbreitete: zweifelte er doch nie, daß Alles zur wachsenden Veredlung und Verherrlichung der menschlichen Gesellschaft diene.

Vielleicht auch, wenn je das Auge eines Fürsten, eines fürstlichen Rathgebers oder Staatsmannes, einen zufälligen Blick auf diese Zeilen werfen sollte, kann es ihnen nicht ganz unwerth sein, zu wissen, wie ein Mann von hellem und gebildetem Sinn und edelm Gemüth, ein Mitdeutscher, ein Mann, der kein Revolutionär, kein Schwindler, sondern ein treuer Freund gesetzlicher Ordnung war, ein Mann, der mit Begeisterung an seinen Fürsten, am Herzog von Gotha, am König von Baiern hing, und hinwieder ihre Huld genoß, — wie ein solcher Mann die wichtigsten Begebenheiten und öffentlichen Handlungen der

Großen seit den letzten zehn bis zwölf Jahren beurtheilte.

Die Vermählung Napoleons mit der kaiserlichen Tochter Marie Louise hatte ihn mit den freudigsten Hoffnungen erfüllt.

„Die Brautwahl des französischen Kaisers", schrieb er unterm 1. März 1810, „ist ein welthistorisches Faktum. Ich geniesse dabei die Gloriole, daß ich mich, sobald die Trennung von der Kaiserin Josephine bekannt wurde, unter allen Vorschlägen, an die man denken konnte, für diesen erklärte. Er hat nun Alles, was ein Sterblicher vom Sterblichen haben kann. Ich dachte mich in die Seele des ausserordentlichen Mannes. Armeen zu besiegen, Königreiche auszutheilen, kann ihm keine Freude mehr machen; aber wohl, Sieger über uralte Meinungen, über Familienstolz zu sein. Zugleich verehre ich die hohe Nemesis der Geschichte in diesem Ereignisse.

„So werden doch Urenkel von Maria Theresia auf dem Throne sitzen, von dem ihre Tochter auf das Blutgerüst stieg. Ich sehe die Erzherzogin Louise als einen Engel des Friedens an, und bald werden wir Münzen auf Napoleon wie auf Augustus prägen mit Janum clausit. Der menschliche Geist wird durch diese neuesten Vorfälle in Oesterreich endlich freier werden. Zer-

streutes Licht und guter Wille ist dort vorhanden; sobald die Regierung ihren zeitherigen engherzigen Prinzipien entsagt, wird das Bessere leuchten und wirken."

Vielleicht nur wenige Zeitbeobachter rechneten damals auf solche Wirkungen der Napoleonischen Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause, wie es Schlichtegroll that, der, über das nichtige und flüchtige Spiel alltäglicher Kabinetskunst hinwegblickend, nur auf das wahrhaft Große, auf das, was nicht vergeht, auf den größern oder geringern Gewinn sah, den die Menschheit aus den Händeln und Schicksalen der Fürsten ziehen konnte.

Und unter allen damaligen handelnden Staatsmännern war vielleicht auch nur ein einziger, welcher, wie Schlichtegroll, auf ähnliche Erfolge rechnete. Dieser eine aber war Napoleon. Er jedoch erwartete sie weniger von seiner Vermählung mit einer österreichischen Fürstin, als beiweitem solider von seinem Besitze der illyrischen Provinzen.

„Meine Absicht war es gar nicht," sagte er zum Grafen Las Cases*), dem er dahin eine

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1823. Tome V. 20 Juillet 1816.

Sendung gegeben hatte, „als ich Illyrien erwarb, es zu behalten. Nie ist's mir in Sinn gekommen, Oesterreich zu vernichten; umgekehrt, es blieb für meine Entwürfe unerläßlich nothwendig. Allein Illyrien in unsern Händen war eine Vorhut gegen Oesterreichs Inneres, geeignet, es festzuhalten; war eine Schildwacht vor den Thoren Wiens, um es zu zwingen, aufrichtig zu gehen; und ferner wollte ich da auch unsere Staatsgrundsätze, unsere Art öffentlicher Verwaltung, unsere Gesetzordnungen einführen und Wurzel treiben lassen. Das wäre wieder ein Schritt zur europäischen Verjüngung gewesen. Ich hatte Illyrien nur wie Unterpfand genommen. Ich dachte es einst wieder zurückzugeben für Gallizien, zur Wiedererhebung Polens, die ich gegen meinen Willen übereilt betrieb. Uebrigens hatte ich mit diesem Illyrien allerlei Entwürfe, und eigentlich wenig fest beschlossene Vorsätze, und zwar, weil ich eben nicht sehr erpicht war, die Umstände meistern zu wollen, sondern weil ich ihnen lieber folgte und sie mich alle Augenblicke zwangen, Sinn zu ändern. Und die Wahrheit zu gestehen, ich hatte meistens gar keine vorgefaßten Entschliessungen, sondern nur Plane.

„Jedoch auf jeden Fall, besonders nach meiner Vermählung, war es vorherrschender Gedanke in mir, aus Illyrien für Oesterreich eine Bürgschaft

und eine Entschädigung für Gallizien zu machen, sobald Polen, um jeden Preis, zu einer besondern, unabhängigen Macht hergestellt würde. Es lag mir nicht viel daran, ob diese Krone auf eines Freundes, Feindes oder Bundesgenossen Haupt käme; genug, wenn es geschah; das Uebrige galt mir gleich.

„Ich nährte weitläufige und zahlreiche Entwürfe, mein Lieber, und gewiß alle für die Sache der Vernunft und das Interesse der Menschheit. Man fürchtete mich, wie den Wetterstrahl; man klagte mich an, ich trage eine eiserne Hand. Aber hätte sie einmal das Ziel getroffen gehabt, würde sich Alles gemildert haben, und für Alle. Wie viele Millionen würden mich dann erst und in der Zukunft gesegnet haben! Aber man muß gestehen, alles Unglück fuhr am Ende meines öffentlichen Lebens auf mich zusammen. Meine unselige Heirath und was — daraus hervorging; dann jener Krebsschaden, Spanien, wovon nicht mehr abzukommen war; dann der verderbenvolle russische Krieg, der mir aus Mißverständniß zufiel; die entsetzliche Gewalt der Elemente, welche ein ganzes Heer vernichtete, — endlich die ganze Welt wider mich! Ist es nicht ein Wunder, daß ich so lange noch widerstehen konnte, und mehrmals nahe daran war, Alles zu übersteigen und aus dem Chaos mächtiger denn je wieder hervorzugehen? —

O Menschenschicksal! o menschliche Weisheit und Vorsicht!"

Diese Worte Napoleons scheinen mir hier, als Kommentar zu den Worten und Wünschen eines deutschen Weisen, nicht am unrechten Orte zu stehen.

Inzwischen, wie sich der französische Kaiser selbst in seinen Erwartungen täuschte, so fand sich auch Schlichtegroll in seinen gutmüthigen Hoffnungen betrogen. Bald erschienen die großen Vorbereitungen zum Zuge Napoleons gegen Rußland. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt richtete sich ahnend und rathend auf die ungeheuern, räthselhaften Rüstungen hin.

„Es bereitet sich wieder", schrieb Schlichtegroll (12. April 1812), „ein großes Drama vor unsern Augen. Selbst einsichtige Leute fahren noch fort, sich damit zu tragen, es gehe durch Rußland nach Indien. Ich wollte, Napoleon bräche mit der Pforte, nähme erlösend das unterjochte Griechenland, Syrien, Aegypten und die Nordküsten von Afrika. Dann wollte ich mit Simeon sagen: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Heil gesehen! — Dieser Spuk an den Küsten des mittelländischen Meeres, dem Napoleon vor vierzehn Jahren schon ein Ende machen zu wollen schien, sollte zunächst zerstört werden. Das wäre

ein Gegenstand, zu dem die besten Menschen in allen Ländern ihr Fiat rufen würden, und der größten Anstrengungen werth. Aber daß sich die Völker, die im Begriff der Evolution sind, einander die Hälse brechen, ist traurig, ob es gleich das Thema der Weltgeschichte ist.“

Es kam freilich später eine Zeit, da Schlichtegroll für seine menschenfreundlichen Wünsche, deren Erfüllung ausserhalb aller Entwürfe des Kaisers von Frankreich lag, lebendigere Hoffnungen faßte: als nämlich Sidney Smith, der edelherzige britische Admiral, auf dem Wiener Kongresse die Abschaffung des Sklavenhandels, die Zähmung der Barbaresken, die Ausrottung des legitimen Seeräuberwesens der Mauren betrieb; als Griechenland selbst seine hundertjährigen Ketten brach, und mit siegreichen Waffen in der Faust die Asiaten von dem Boden vertrieb, welcher in den Jahrbüchern der europäischen Menschheit der geweihteste und ruhmreichste ist. Doch Sidney Smith brachte es nicht weiter, als daß er an der Spitze großsinniger Privatleute eine antipiratische Gesellschaft stiften konnte; und Griechenland, für dessen Sieg die Herzen aller christlichen Völker warm schlugen, ward der Rebellion gegen seinen siegreichen Oberherrn schuldig erklärt.

Ein paar russische Winternächte vernichteten Napoleons Heeresgewalt. Der von den Mächten des Welttheils Unbezwungene floh, einem Geschlagenen gleich, aus Moskau. Gott hatte gerichtet. Es erhoben sich die Preussen zur Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremden und zur Wiederherstellung des alten Glanzes von Friedrich des Großen Thron.

Mit dem Zittern der Freude und Furcht sah Schlichtegroll auf das ewig ruhmwürdige Schauspiel. Er fühlte sich als Deutscher. Seine Seele war in fortwährender Bewegung.

„Mehrere meiner, auch der hiesigen scharfsinnigen Freunde", schrieb er (29. April 1813), „zweifeln am glücklichen Erfolge des gegen Napoleon aufgestandenen Norden. Aber ich ahne einen herrlichen Ausgang. Wenn Menschen entschlossen sind zu sterben, wenn sie durch verlorene Ehre, durch fortgesetzten Hohn der Sieger, durch höchste Verarmung dahin gebracht sind, so sind sie mächtig.

„Sachsen wird der Kampfplatz sein und zum Erbarmen verwüstet und mitgenommen werden. Es werden vielleicht durch den Kaiser glückliche militärische Schläge ausgeführt werden; aber ich glaube nicht, daß die Preussen sich wieder ganz unterjochen lassen, sobald sie nur nicht durch die ersten Nachtheile, die sie etwa betreffen, muthlos

werden. Viele von den ersten Schritten, die ihre Staatsmänner thun, gefallen mir nicht.

„Wie beklommen mein Herz ist, kannst Du leicht denken. Von Danzig bis Gotha wohnen in allen Orten, die jetzt genannt werden, Freunde und Verwandte, die mir vor Augen stehen; besonders bekümmert mich ein achtzigjähriger Oheim im Thüringer Walde, dem ich, wenn ich in Gotha geblieben wäre, jetzt von Hilfe sein und ihm sein Schicksal erleichtern würde.

„Der einfache Gedanke: was für ein Paradies liesse sich aus der Welt machen, wenn die Kräfte, jetzt zum Zerstören angewendet, zum Schaffen und Verschönern bewegt würden! — dieser Gedanke ist mein täglicher Gesellschafter. Die philosophischen Historiker haben viel zur Vertheidigung des Kriegs gesagt, als unentbehrlich zur Aufregung unsers trägen und weichlichen Geschlechts. Aber es ist unmöglich, daß Krieg so unzertrennlich mit unserer Erdenbestimmung verknüpft sein sollte. Die Führer der Völker müssen Hebel finden, welche jene Schlaffheit, die langen Frieden begleitet, verhindern, und das Gute der Kriege ersetzen, ohne die Menschen zu Bluthunden und Tiegern zu machen, gehetzt von Einem oder Zweien, die wissen, was sie wollen, und die eben diese niedrigen, willenlosen Thiere verachten

müssen, die sich von ihnen hetzen und in Tod und tausendfaches Elend jagen lassen."

Und späterhin, als die schweizerische Tagsazzung ihre Neutralität erklärte, schrieb er: „Ich sehe diesen Krieg für einen Prozeß aller selbstständig sein wollenden Völker an, sie mögen nun von einem Landammann oder König regiert werden, gegen die Tirannei, die sich in neuester Zeit vollständig und ohne Hehl so ausgesprochen hatte, daß Niemandem mehr ein Zweifel obwalten konnte. Wahrlich, daß Napoleon die Schweiz so schonend behandelte, daß er nicht schon Tessin, Leman, Freiburg u. s. w. abriß und mit seinem Koloß verschmolz, oder besser, seinem unhaltbaren Koloß anleimte, ist doch wohl weiter kein Glück, als das des Outis in der Odyssee, dem Polyphem versprach, er wolle ihn, zur Gnade, unter den übrigen Gefährten zuletzt fressen. Der schalkhafte, in seinem Innern über Euch und Euern republikanisch-klingenden Jargon lächelnde Dominus ließ Euch das Spiel, wie Tiberius und Nero den Römern ihr „Senatus populusque Romanus" liessen. Aber in den größern Fürstenstaaten hatten wir nicht einmal dieses Spiel mehr, durften das Wort teutsch weder mit d noch t mehr aussprechen, noch schreiben, ohne des Tugendbundes verdächtig zu werden. Darum wollen wir uns nun freuen, daß wir das wieder können und daß unsere Für-

sten deutsche Worte zu uns sprechen, uns zum Schutze für Vaterland und Verfassung aufrufen, — Worte, die wir Jetztlebenden nie mehr hoffen konnten, zu hören, und auch sicher nie wieder gehört haben würden, wenn der Tirann die Klugheit Augusts gehabt hätte, oder wenn nicht die großherzigen Preussen den ersten Anklang zum Zerbrechen der Ketten gegeben hätten.

„In diesem Augenblick lege ich Arndts „Preussens Volk und Heer“ aus der Hand. Das sind Worte des Lebens! — Großes geschieht, Großes wird gedacht. Ueberall kommen schon Blüthen der Zeit, hervorgelockt durch die Deutschland wieder zugekehrte Freiheitssonne.“

Die Vorwürfe, welche Schlichtegroll in halbem Scherz und Ernst den Schweizern wegen ihrer Erklärung, in diesem Völkerkampfe unparteisam stehen zu bleiben, machte, entsprangen aus einer unvollkommenen Kenntniß von der damaligen Lage der Dinge in der Schweiz. Weder Oesterreich noch Rußland drangen anfangs darauf, daß ihren Kriegsvölkern der Zug durch die Schweiz gestattet werde. Nur eine schwache Partei in der Schweiz selbst wünschte denselben und forderte dazu auf, um die durch Napoleons Vermittelungsurkunde frei gewordene Mehrheit des Schweizervolks wieder in die ehemaligen Unterthanenverhältnisse zurückzustoßen. Rußlands Alexander

gab großmüthig sein Wort, daß keine seiner Schaaren den Schweizerboden überschreiten solle. Die frei gewordenen Völkerschaften sahen hier voraus, daß mit dem Einrücken der Fremden und mit Aufhebung der Neutralität, also mit Feindseligkeit gegen Frankreich, zugleich das Palladium ihrer Freiheit, die Vermittelungsurkunde, vernichtet werden würde. Die Einsichtvollern und Wohlwollendern sahen voraus, daß das die Losung zu neuen Unruhen und vielleicht zu Bürgerkriegen werden müsse. Sie irrten nicht. Die Oesterreicher rückten ein. Dieser Einzug ward von mehrern Städten benutzt, die alte Oberherrschaft an sich zu reissen, die alte Unterthanenschaft des Volks wieder zu proklamiren und das alte unhaltbare herrische und knechtische Verhältniß in vollem Maase wiederherzustellen. Der Abt von St. Gallen forderte seine Herrnrechte wieder. Aargau und Waat standen für ihre Freiheit in Waffen auf. Fast in allen Kantonen Unruhen. Der lange Streit konnte erst wieder durch eine neue Vermittelungsurkunde, durch die Erklärung des Wiener Kongresses, gestillt werden.

Schlichtegroll übrigens sprach zu jener Zeit die Sprache jedes wahren Deutschen. Daß er bei frommem, vaterländischem Zorn in Napoleon nur noch Schlechteres als in einem Augustus sah, einen Tiger, einen Tirannen sogar, muß bil-

lig der damaligen allgemeinen Stimmung, der damaligen durch Haß, Rache, Neid oder Geistesblödigkeit verbreiteten Vorstellung von der Denkart des ausserordentlichen Mannes, und der Trunkenheit von Hoffnungen zugeschrieben werden, welchen sich die von fremdem Druck befreiten Nationen überliessen. Schlichtegroll, wie Johannes Müller und alle Edlern in Europa, schauderten vor dem Gedanken an die Möglichkeit einer neuen Universalmonarchie, wo zuletzt die verfolgte Wahrheit, das verfolgte Recht, die verfolgte Freiheit im ganzen Welttheil kein Asyl mehr gefunden haben würde. Darum jauchzten sie zum Fall Napoleons.

Aber so viel ließ sich auch im schlimmsten Falle, auch wenn Rußland besiegt worden wäre, mit einiger Sicherheit voraussagen: daß wenigstens nie eine Universalmonarchie in den Formen, wie unter Augustus und Karlmagnus, hätte werden und nie weit über das Leben des Weltherrn hinausdauern können; daß auch sie, wie in der Natur jedes scheinbare Uebel, eine unermeßliche Wohlthat für Europa zur Folge gehabt haben würde: gewaltigern Anreiz zur Selbstständigkeit in gesittetern, und gewaltigere Verbreitung der Gesittung in den rohern Völkern des Welttheils; freieres, verfassungsmäßiges Dastehen der Natio-

nen und Rückkehr vom abergläubigen, mittelalterischen Pagodendienst zum gesunden Menschenverstande in bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen. Freilich Napoleon und die Franzosen hätten das alles nicht gebracht; aber sie waren zum Zerstören des Unhaltbaren gut genug.

„Und wenn Moskau nicht verbrannt wäre," wurde Napoleon von den Seinigen eines Tages auf St. Helena gefragt, „was hätten Sie dann gethan, Sire?"

„Ich hätte in Moskau überwintert," antwortete er *), „im Frühling angegriffen, oder noch wahrscheinlicher den Frieden vorgeschrieben vor Eröffnung des Feldzuges. Dann war das Letzte gethan und nur noch die neue Ordnung der europäischen Welt einzurichten. Dann hätte ich auch meinen Kongreß und meinen heiligen Bund gehabt. In diesem Verein aller Souveräne würden wir alle Angelegenheiten vertraulich mit einander abgethan und mit den Völkern unsere Rechnung geschlossen haben. Die Sache des Jahrhunderts wäre dann erst gewonnen, die Revolution vollendet gewesen; es wäre nur noch übrig geblieben, die Revolution mit dem zu ver-

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1823. Tome V. 24 Août 1816.

söhnen was sie nicht zerstört hatte. Das war dann meine Sache. Ich hatte das schon von weitem her, vielleicht auf Kosten meiner Popularität, vorbereitet; mir gleichviel. Ich wäre des alten und neuen Bundes Lade, der natürliche Vermittler der alten und neuen Ordnung geworden; ich war ja mit beiden eins und gehörte beiden an. So wäre Europa ein einziges Vaterland Aller geworden. Ueberall einerlei Grundsätze, einerlei System. Ein europäisches Gesetzbuch; ein europäisches Kassationsgericht zur Berichtigung aller Irrungen; einerlei Münzfuß und Münze, nur mit verschiedenem Gepräge; Maas und Gewicht einerlei; Gemeinschaft der Meere; schiffbare Flüsse allen Völkern frei; Auflösung der großen stehenden Heere, nur auf Leibwachten der Souveräne beschränkt. Ich hätte Frankreichs unverrückbare Grenzen festgestellt, Paris zur Hauptstadt der Welt gemacht, meinen Sohn zum Mitregenten ernannt, die Diktatur abgelegt. Die verfassungsmäßige Ordnung wäre begonnen."

Nicht das Riesenhafte, sondern das Monströse dieser Kaiser- und Weltherrnplane erregt Grausen. Er wollte Europa zum französischen Garten mit geschornen Hecken, regelmäßigen Beeten und steifen Zierbäumen, oder zum einförmigen Exerzierplatze der Nationen machen, und

diese, wie sonst seine Armeen, in die Uniform seiner Begriffe, Neigungen und Vorstellungen kleiden, sie wie willenlose Gliederpuppen, oder Bataillone, durch deren Oberste links und rechts schwenken lassen, und allein der belebende Geist des Welttheils, der Gedanke bleiben, während der zivilisirteste Theil der Menschheit sein Leib, eine todte Maschine, werden sollte. Und doch meinte er das alles in vollem Ernste zur Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit thun zu sollen, so wie die überspannte Frömmigkeit mancher Priester, aus Liebe zu Gott und zur Beförderung der christlichen Religion, mit Dolch, Schwert und Scheiterhaufen die arge Welt umkehren möchte. Die höchsten menschlichen Konzeptionen sind immer dem Wahnsinn am nächsten. Auch die Strahlen des Verstandes haben ihren Brennpunkt, jenseits dessen sie erkalten und alle Bilder bleich, verkehrt und verworren zurückwerfen.

Napoleon hätte nur, wäre er Sieger geblieben, zerstören, keine neue, am wenigsten eine bleibende Schöpfung begründen können. Es war Zeit zu seinem Untergang. Darum ließ ihn Gott fallen.

Nun erwartete, mit allen Guten und Weisen, auch Schlichtegroll eine edlere, freiere Gestaltung aller öffentlichen Verhältnisse Europens.

„Die Hauptsache ist erreicht!“ schrieb er unter den seligsten Hoffnungen (3. Mai 1814): „Die Selbstständigkeit aller Völker Europa's ist durch Deutsche und Engländer und Russen erkämpft. Deutschland ist durch den geweckten Geist muthiger und herrlicher, als es je war. Es liegt im Sonnenlichte da, und alle Völker der Erde und die ewige Geschichte sehen es mit Achtung an. Vieles wird nun freilich im Detail nicht so gehen, wie einzelne, wohlwollende Menschen es wünschen; aber das ist dann wieder menschlich und kann nicht anders sein. Ein schönes Bestreben, gute und gerechte Gedanken wehen Dir jetzt allenthalben entgegen, und erfreuen und befreunden mit Deutschland und seinen Völkerschaften. Da bin ich jüngst überrascht worden von einer kleinen Schrift: „Was hat von seinen Fürsten und Völkern Deutschland zu hoffen, Europa zu erwarten?“ Sie ist vom Kammerherrn von Miltiz, den ich als einen Freund der Literatur kannte. Aber auf so etwas Braves und Tüchtiges von ihm war ich nicht bereitet. Ich bitte Dich, dieser Broschüre einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Hast Du Arndts kräftige Lieder für die Deutschen gelesen? das schöne, den ächten Volkston treffende auf Dörnberg?“

Doch waren kaum acht Monate vergangen, so

trat ihm schon manches Befremdliche und Nichterwartete unter den Erscheinungen des Tages entgegen. Indessen ließ sich sein frommer Glaube nicht irre machen. „Mich ärgern“, sagte er (22. Nov. 1814), „die Vorgänge in Dresden, in Madrid, in Turin, in Freiburg, Solothurn und Bern, in Rom u. s. w. bis zu dem Grade, daß ich darüber wild werde und tobe und schimpfe, so weit es einem Christenmenschen recht und vergönnt ist, der noch dazu Sekretär eines „hohen Rathes der Weisen und Gelehrten“ ist, wie uns Herr Radlof nennt, welches er einst bei dem Gott der Wahrheit verantworten mag; und ich freue mich wieder bis zu Thränen in den Augen über die menschlichen Spiele und Scherze, die die großen Potentaten in Wien treiben, wo sie geworden sind, wie unser einer.

„Ich lasse mich durch kein Seufzen und kein Spotten, das ich in allen Nuancen weit umher höre, in meinem Dankgebete stören, daß ich Augenzeuge dieser großen Zeit bin, in welcher Brama über Wischau sichtbar siegt, und wo für das Wesentlichste, was ich mit Dir so nenne, für Volksfreiheit und Zerstörung des Feudalunfugs und kraftvolles Widerstreben gegen alles Bonzenthum in That und Wahrheit, im Lauten und Stillen mehr geschieht, als noch je.“

Und darauf wieder (unterm 22. Febr. 1815):

„Ich sehne mich sehr nach dem Ausgang des Kongresses, und daß dann Deutschland froh aufblühe. Bedenke ich freilich, daß es kaum ein Jahr ist, daß es noch nicht so lange ist, als das Embryo unter dem Herzen der Mutter zu seiner Bildung braucht, wo noch der herzloseste Tirann, der auf dem Wege war, eine Hyäne zu werden, über das mächtige, gebildete, tugendreiche Europa wie über einen eingezäunten Hirsch- und Wildgarten zur Belustigung gebot: so werde ich nachsichtiger gegen die Zögerung. Viel Gutes keimt schon jetzt in Preussen, in Hannover und gewiß bald auch in Baiern. Die Schweizerangelegenheiten stehen verworrener als andere vor mir; aber ich ahne auch für sie einen erfreulichen Ausgang."

Inzwischen sank allmälig seine erste Begeisterung von ihrer Höhe nieder, da ihm in den Jahren 1815 und 1816 zu Muthe ward, „als würde es in alten, faulen Gräbern lebendig, und vergessene Gespenster sehnten sich hervor an die Tagesluft."

„Es thut mir leid", schrieb er (am 19. Nov. 1817), „daß man die Studentenspäße, die auf der Wartburg, wie man lustig wurde, mit untergelaufen sind, so wichtig darstellt, und die Furchtsamen, deren Zahl und besonders in den ersten Ständen Legion ist, damit schreckt. Nach allen Nachrichten von den verschiedensten Personen hat im Ganzen dort ein würdiges Fest statt gehabt.

Der eine verächtliche Berichterstatter aber in der allgemeinen Zeitung möchte gar zu gern Deutschland als im Zustande des Wahnsinns begriffen darstellen.“

„Das sind die ärgsten Feinde der Fürsten und der Staaten, welche jetzt die Aengstlichkeit vermehren und Unruhen besorgen lassen. Der ganze Zeitgeist strebt ja nach Rechtlichkeit, nach Gesetz hin; wer sich an die Spitze stellt, diese zu befördern, hat nichts zu befürchten. Ich mißbillige an den Wartburg-Szenen das Einmischen einiger Professoren und dann das Verbrennen jener Schriften, mit einer Art System unternommen. Sonst mag auch dort manches hochherzige Wort gesprochen, manche still-große Empfindung mit nach Hause getragen worden sein.“

Die nachfolgende Zeit erweckte ihm doch Kummer um das erwartete Gute, welches so lange zurückblieb. Nie zweifelte er an der Herzensgüte und an dem redlichsten Willen der Fürsten, aber er zitterte vor der Gewalt des Einflusses von denen, welche das ganze Zeitalter, wie eben so viele Napoleone, nach ihren beschränkten Begriffen allein und mit Zwangsmitteln contrerevolutioniren wollten.

„Ich begreife Vieles nicht, und vielen ehrenwerthen Männern in allen Gegenden geht es wie mir!“ schrieb er im Jahr 1818 (4. August): „Ist

es nicht traurig, daß wir in Deutschland wieder von uns weg und wieder mit einem hoffenden Blicke nach Frankreich sehen müssen? Aber was können wir von daher erwarten? Bischof Gregoire schreibt mir Klagen. Vom dortigen Konkordat sagt er: Au lieu de revenir à l'usage des élections telles qu'elles étaient pratiquées dans la primitive église, on préfère l'abus récent de faire des *concordats*. Le nôtre de 1817 n'est, dit-on, qu'ajourné sauf modification; le vôtre de même date n'est pas encore, dit-on, en activité. Le plan hiérarchique de l'église est un modèle du système représentatif; pourquoi donc des potentats, qui sont ou qui se disent si dévots, préfèrent-ils des usages oppressifs et des usurpations aux principes consacrés par la religion et par la nature?

„Und das Bild, welches mir der vortreffliche Professor Cousin von Paris, der vor zwölf Tagen bei mir eintrat, vom jetzigen Zustand Frankreichs gibt, wie traurig ist das! Wiederholt sagte er mir: „Wir sind ein unglückliches Volk, das ein Jahrhundert hindurch von elenden Regierungen demoralisirt und aller Würde, alles innern Ernstes beraubt worden. Unsere Suffisance hat uns für ganz Europa lächerlich und verächtlich gemacht. — Man kann unsere Menschen nach den Lebensaltern klassifiziren. Die von fünfzig bis sechszig Jahren sind Elende, entweder ganz hohle

Atheisten und Materialisten, oder abergläubige Andächtler. Wir haben fast die Klasse ehrwürdiger Greise nicht mehr. — Unsere Leute von vierzig Jahren, die hommes en place, sind bloß Raublustige, aber die vollkommensten Administrateurs und Geschäftsleute, die es gibt. Solche sind unermüdlich, mit großer Pünktlichkeit von Morgens fünf Uhr bis spät in die Nacht, wenn es eben gilt, am Pult; aber rein-sinnliche Raubthiere, nur auf Geldmachen und Geniessen, als letztes Ziel, gerichtet. — Die jungen Leute von zwanzig bis sechsunddreißig Jahren sind in der Revolution erwachsen, unwissend, roh, haben aber die Welt gesehen, bessere Nationen, haben den Degen geführt, haben das tiefe Gefühl der Erniedrigung äussern Ruhms, und finden nichts, wenn sie in ihr Herz nach Anhaltpunkten und Trost greifen. Sie allein sind unsere Hoffnung; sie sind bereit, das Versäumte nachzuholen und sich noch Kenntnisse und Grundsätze zu erwerben. — Unsere philosophirenden Politiker sind darin übereinstimmend: die ganze Verbesserung des Menschen in der Gesellschaft müsse von dem Hause, von der Familie ausgehen. Denn das sei das Hauptunglück in Frankreich, daß es beinahe keine Familienbande mehr gebe, daß der Vater oft den Sohn nicht liebe und der Sohn dem Vater nicht traue, oft ihn verachte. Ich und meine Freunde sind aus

Ueberzeugung Royalisten und Bourbonisten. Und wenn heute der König Ludwig XVIII stirbt, so rufen wir ehrlich: Vive Charles X! — Nun freilich zwar — aber es muß dahin kommen, daß selbst die schlechten Könige nichts Böses thun können.“ —

„Ob das Konkordat für Wissenschaft und freie Geistesbildung in Baiern nachtheilig werde, muß man abwarten. Von Seiten der Geistlichkeit hatte sie zeither bei uns nichts zu fürchten; vielleicht eher von denen, die gern eine politische Inquisition eingeführt sähen.“

Seit dem Jahr 1819 schien er vom Gang der Völkerangelegenheiten, von seinen ehemaligen Erwartungen gar nicht mehr reden zu wollen. Nur auf sein Baiern beschränkt, hier in verfassungsmäßigen Formen, unter seinem königlichen Volksvater, beglückt, wandte er den Blick ungern anderswo hin.

Die Ermordung Kotzebue's betrübte ihn, Deutschlands wegen, sehr. „Sie kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich sie erfuhr!“ schrieb er (den 31. März 1819): „Es ist dies durch die Konjunktur der Umstände einer der fatalsten Zufälle, der sich nur immer hätte zutragen können. Wie werden nun die ... und die ... Zetergeschrei über alle deutsche Studenten, Universitäten, Professo-

ren, über alle Gelehrten erheben und sich als Märtirer brüsten, die alle Tage der Vehme einer heimlichen Gesellschaft ausgesetzt wären, die doch nur in ihren Köpfen und in ihren verleumderischen Mäulern Existenz hat!

„O theurer Frennd, wir gehören zu einem armen, gebrechlichen Menschengeschlecht, wo wenige niedrige Seelen im Stande sind, auch das Ehrwürdigste zu sich herunterzureissen und in den Staub zu wälzen. Daß die Abstimmung über das Wahlgesetz im französischen Parlament einen guten Ausgang genommen, tröstet mich in mißmuthiger Stimmung."

Und nachher (unterm 29. August 1819): „Ich zweifle, daß auch nur etwas Tieferangelegtes dem Studentenlärmen zu Grunde liege. Wie alle psychische Gespensterseherei und Selbstmord ansteckend werden können, ohne Verabredung, so auch dieses unbestimmte Treiben, das in dem schwärmerischen Sand kulminirt, dessen halber Wahnsinn ja schon dadurch am sichersten als solcher erscheint, daß er gerade der Sache, der er dienen wollte, so fürchterlich schadete. Einer gewissen Partei kommen heutiges Tages Verschwörungen so erwünscht, daß sie sie veranlassen möchten, und daß sie recht mit Liebe von denselben, als vorhanden, sprechen, obgleich sie nicht da sind. Und wie benutzt man dieses Geschwätz! — O, wie man die guten Fürsten, die Männer am Staatsruder täuscht und absichtlich irre führt! — Mein *** sagt mir in seinem Briefe: „So lange ich

keine bessern Nachweisungen sehe, als die Berliner Staatszeitung bis jetzt gegeben hat, werde ich nie glauben, daß eine Gesellschaft von Menschen — denn was einem einzelnen verrückten Gehirn einmal im Traum beifällt, ist noch kein Plan — toll genug sein könne, eine Republikanisirung von Deutschland durch Korrespondenz, durch einige Emissäre und ein paar Dutzend Turner zu unternehmen. Die vernünftigen Leute in Berlin halten auch Alles für — Visionen. — So wie sich die Sachen jetzt meist, wie fast alles Gute, ohne Zuthun von gewöhnlichen Ministern, ja gegen diese gestalten, gewinnt die Rechtschaffenheit immer mehr Gewicht, und die diplomatischen Schlechtigkeiten, wenn sie auch von Meistern geübt werden, können das Licht der öffentlichen Meinung eben so wenig aushalten, als Zauberei und Teufelsbannerei. Die Geschichte des Stourdza'schen Pamphlets ist ein sprechender Beweis.

„Bei uns in Baiern hingegen ist unendlich viel Gutes im Keimen. Das tröstet mich über Alles. Einer der wohlwollendsten Könige, die je über Menschen regiert haben, hat Stand gehalten, bei manchem Andringen, daß auch er störend in das eintreten soll, was der Zeit gemäß eingeleitet und in Gang gesetzt worden war. Baiern und sein König steht unter Deutschlands Völkern hoch da vor der ganzen Mitwelt. Es hat sich gezeigt, daß von gesetzgebenden Versammlungen, in denen das Volk vor seinem Monarchen erscheint, selbst für den bedenklichsten Politiker, nichts

Furchtbares liegt, wenn der Herrscher wirklich von seinem Volk geliebt ist, wie es der Fall bei uns in Baiern ist; und so geliebt zu werden, dahin sollen alle streben. Die öffentlichen Blätter und die Geschichte anerkennen dies schöne Verhältniß des Monarchen, der Wahrheit gemäß. Und glaube mir, er bleibt dem rechten Wege treu, den er eingeschlagen hat, und läßt sich nie durch furchtsame oder schlaue Einredungen irre machen."

In diesem Geiste verharrte Schlichtegroll auch in folgenden Jahren Als er den festen, raschen, blutlosen, gewaltigen Gang der spanischen Staatsumwälzung im Jahre 1820 vernahm und beobachtete, schrieb er: „Worüber erstaunt man denn? Statt die Revolution zu enden und diesen verheerenden Waldstrom in das Bett der natürlichen Evolution zu leiten, drängen sie ihn überall mit Contrerevolutionen rückwärts und dämmen auf, so lange sie mögen, bis rückwirkend die Contre-Contrerevolution kommt. Nach allem, was ich weiß, stimme ich in die besten Hoffnungen für Spanien. Es wird noch manchen Kampf kosten, aber das konstitutionelle System wird sich durcharbeiten."

Am tiefsten war sein Schmerz um Griechenland, und vielleicht mehr noch um die Stellung derjenigen christlichen Fürsten zu Griechenland, die er so hoch verehrt hatte. Immer kam er wieder darauf, und mit niedergeschlagenem Muthe zurück. Noch im letzten Brief, den ich von seiner

Hand empfing (21. Juni 1822), seufzte er: „Die Hellenika gehen mir tief ans Herz. Immer nehme ich mir vor, diesen Artikel in den Zeitungen zu überschlagen; und doch zieht es mich jedesmal, sie zuerst zu lesen und meine Wunden aufzureissen."

Andere, die ihm näher waren, mögen vom literarischen und häuslichen Leben Schlichtegrolls, von seiner stillen, hilfreichen Wohlthätigkeit, von der Anmuth seines geselligen, vertraulichen Umgangs reden. Ich aber möchte von seinem innern religiösen Sinn am liebsten sprechen; und doch ist mir eben in dieses schöne Geheimniß zu blicken am wenigsten das Glück geworden. Davon mögen vielleicht seine Söhne, oder Jakobs oder Weiller die besser Unterrichteten sein. Aber die Religion, welche sein gesammtes Streben regelte, sein ganzes Wesen durchleuchtete, war das, was ihn vielleicht am meisten und vor allem andern beschäftigt hat.

Ich begnüge mich, nur noch ein Bruchstück aus einem seiner Briefe mitzutheilen.

„Die Erscheinung" (schrieb er im April 1813), „daß man wieder in der positiven Offenbarung Hilfe sucht, beschäftigt mich oft, besonders in Folge der Aufsätze eines Herrn E...r in Schlegels Museum, und Schlegels Gedanken selbst. Soll es denn hierüber gar nicht zu einiger Uebereinstimmung unter den redlichen Forschern und sittlichen Menschen kommen, und soll denn immer die alte Untersuchung von neuem angehen? — Du

kennst wohl schon Bouterweks Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse. Ich finde dieses geeignet, mein Symbolum jetzt zu heißen. Ich wollte, der Verfasser gäbe uns seinen Kommentar über dieses Kompendium, das jetzt bloß Andeutungen enthält.

„Ich bin fest überzeugt, daß die oft sich selbst unbewußte Eitelkeit, eine Meinung auf eine glänzende Weise auszudrücken, von jeher eine der Hauptursachen der Verwirrung in der Philosophie gewesen ist. So lange selbst die redlichsten Forscher es sich nicht auflegen, mit Verzichtung darauf, etwas Pragmatisches zu sagen, über jene großen, allgemeine Wahrheiten sich höchst einfach und allgemein auszudrücken, so lange wird es nicht besser.

„Ich trage mich jetzt wieder mit einem alten Gedanken, der mich als Traum sehr begeistern kann. Wie, wenn viele ehrliche, einfache große Menschen ihr Credo auf die präziseste Weise, auf einige Seiten niederschrieben und sich einander mittheilten — eine Sammlung von Palmblättern ohne Gleichen! Das gäbe eine geheime Gesellschaft der edelsten Art; sie hätte eine Bundeslade von einzigem, hochmenschlichem Werthe. Aber die Indiscretion der Allesdruckenlasser hat allen Glauben und Vertrauen verdrängt.“

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Schriften

Bd.: 7. Vom Meinungskampfe des deutschen Volkes im Anfang d. 19. Jhdts. Die Besitznahme der Insel Curassa

Aarau 1800

Opp. 582 t-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604824-1